

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 34.

November und December 1888.

No. 11. u. 12.

## Dr. C. F. W. Walther als Theologe.

(Fortsetzung.)

Es erübrigt uns noch, Walthers Stellung zur Theologie der Gegenwart in's Auge zu fassen. Er war ein entschiedener Gegner der neueren „wissenschaftlichen“ Theologie. Nicht als ob er ein Gegner der Wissenschaft überhaupt gewesen wäre. Im Vorwort zum 21. Jahrgang von „Lehre und Wehre“ verwahrt er sich ausdrücklich gegen den „Vorwurf der Verachtung der Wissenschaft und einer demgemäßen Abschließung gegen die geistige Bewegung der Neuzeit“. Er weist nach, daß es weder biblisch, noch lutherisch, sondern schwärmerisch sei, die Wissenschaft zu verachten. Er bricht hier in folgendes Lob der Wissenschaft aus: „Wir erkennen lebendig, von welcher (Gottes Wort ausgenommen) mit nichts vergleichbarer Wichtigkeit die Wissenschaft nicht nur für die zeitliche Wohlfahrt der Menschheit, sondern auch für das ewige Heil der Welt, für Kirche und Theologie sei und welchen unerseßlichen Schaden Verachtung jener edlen Gottesgabe je und je gebracht habe und nothwendigermassen bringen müsse. Der Geist Carlstadts, der Wiedertäufer und anderer die Wissenschaft als etwas Unnützes, ja, Gefährliches und Fleischliches verachtender und dafür den Eingebungen des ‚Geistes‘ sich rühmender Schwärmer hat unter uns keine Stätte. Wir sind uns desselben lebendig bewußt, nicht nur, daß alle Wissenschaften in den Dienst der heiligen Gottesgelehrtheit treten und gezogen werden können, sondern auch, daß ohne viele derselben, insonderheit ohne gründliche Kenntniß der Originalsprachen der heiligen Schrift, ohne Kenntniß der profanen, wie heiligen, der Religions-, wie Kirchen-Geschichte, ohne Kenntniß der classischen, wie der biblischen und kirchlichen Alterthumswissenschaft u. s. w. ein gründliches und relativ allseitiges Schriftverständnis, und somit Entwicklung und Bewahrung der reinen Bibellehre nicht möglich ist. Wir vergessen nicht, welche unaussprechlich werthvolle Schätze an Erkenntniß und Erfahrung die christliche Kirche achtzehn Jahrhunderte

hindurch bis auf diese Stunde in Schriften der verschiedenen Sprachen oder doch in einer Form, die dem nicht wissenschaftlich gebildeten Leser einem völlig fremden Idiom gleichkommt, aufgespeichert hat, Schätze, welche alle mit der Wissenschaft der Kirche der Gegenwart verloren gehen würden. Wir sind uns dessen lebendig bewußt, daß man nur auf dem Wege langjähriger allgemeiner wissenschaftlicher Studien, und zwar von Jugend auf, ein Theolog in voller Rüstung werden und nur durch dieses Mittel jenen geübten geschärften Sinn, jenen habitus mentis, jene Geistesfertigkeit erlangen kann, die als eine *conditio sine qua non* demjenigen schlechterdings nöthig ist, welcher die göttliche Wahrheit gegen alle Arten von Bestreibern derselben begründen und vertheidigen, jede Verfehrung derselben und jeden auftauchenden schriftwidrigen Irrthum nicht nur selbst gewahren und beides in seiner Tragweite und Verderblichkeit selbst erkennen, sondern dies auch andern entdecken und davon überzeugen, die in der Schrift vorkommenden sprachlichen, historischen und logischen Schwierigkeiten und Scheinwidersprüche auflösen, von allerlei Zweifeln angefochtenen redlichen Seelen zu Hilfe kommen, allen einen noch so großen Schein der Wahrheit für sich habenden Einwürfen der Feinde der Wahrheit begegnen und alle noch so versteckten Trugschlüsse derselben durchschauen und nachweisen, kurz, das trübe Wasser gegenerischer Sophistik klären und den Feind, wo möglich, auch mit seinen eigenen Waffen schlagen kann. Wir sind nicht des Sinnes, daß die Kirche in die Wüste fliehen, um ihrer Selbsterhaltung willen sich auf den Isolirschmel setzen, sich von der ungläubigen Welt abschließen, die Feinde außer ihr gewähren lassen, die antireligiösen Gebildeten, welchen das Evangelium nur in einer gewissen Form nahe gebracht werden kann, preisgeben und dahin fahren lassen und sich nur an das ungebildete Volk wenden solle; nein, wir erkennen es als unsere heilige Pflicht, allen alles zu werden, auf daß wir allenthalben ja etliche selig machen! Wir stimmen von Herzen mit Melancthon überein, wenn derselbe einst schrieb: „Ein Elias von Nebeln ist eine ungelehrte Theologie.“ Walther weist in einer Anmerkung hierzu selber darauf hin, daß er schon bei der Legung des Grundsteins zu dem Gymnasial- und Predigerseminar-Gebäude zu St. Louis ausführlich nachgewiesen habe, „daß die Kirche eine treue, aufrichtige Freundin und Pflegerin von Kunst und Wissenschaft immer gewesen sei und ihrem Wesen und ihrem Beruf nach immer sein mußte“. Also Verachtung der Wissenschaft überhaupt war nicht die Ursache, weshalb Walther eine Gegenstellung zur neueren wissenschaftlichen Theologie einnahm. — Aber die Ursache war ferner auch nicht der Umstand, daß diese Theologie in einer neuen Weise von den göttlichen Dingen redet. Walther erklärt, „so unnachgiebig er bei dem Glauben der apostolischen Kirche und der Kirche der Reformation in allen Punkten, als dem mit der Schrift durchaus stimmenden, durch Gottes Gnade verharren wolle, so wenig kämpfe er für die äußere Form, in welcher derselbe in der Vorzeit dargestellt wor-



den ist". Ja, die Form, in welcher z. B. ein Theil der alten lutherischen Theologen die christliche Lehre zur Darstellung bringt, die Anordnung des ganzen Stoffes nach der analytischen Methode und innerhalb der einzelnen loci nach der Causalmethode, war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Rambach's Kritik der „aristotelisch-scholastischen Methode" hat er sich angeeignet.<sup>1)</sup>

Walther hat etwas Anderes wider die neuere wissenschaftliche Theologie. Dies, daß sie die Wissenschaft in ein falsches Verhältniß zur Theologie setzt. Wir müssen hier zunächst in's Auge fassen, welches Verhältniß nach Walther zwischen Wissenschaft und Theologie statt haben soll. Aus dem eben angeführten Lob der Wissenschaft erhellt schon, daß er die Wissenschaft lediglich in einem **dienenden** Verhältniß zur Theologie wissen will. Die Kenntniß der Grundsprachen der heiligen Schrift, des Textes der Schrift, die Kenntniß der Geschichte und der Alterthümer soll dazu verwendet werden, daß die in der Schrift vorliegende göttliche Offenbarung desto besser erkannt werde. Alle geistige Schulung durch die allgemeinen Studien und insonderheit durch die Logik soll dazu dienen, die göttlichen Lehren, wie sie in der Schrift geoffenbart sind, scharf aufzufassen, den entgegenstehenden Irrthum zu erkennen und als mit der Schrift nicht stimmend nachzuweisen. Will aber die Wissenschaft nicht lediglich in der angegebenen Weise dienen, sondern will sie herrschen; will sie, anstatt den Inhalt der Schrift in's Licht zu stellen, denselben kritisiren, corrigiren, ergänzen, kurz: will die Wissenschaft über den Inhalt der Schrift zu Gericht sitzen, dann ist das gottgewollte Verhältniß derselben zur Theologie gänzlich verkehrt. Ein solcher Gebrauch der Wissenschaft ist ebenso unwissenschaftlich als gottlos. Walther schreibt: „Für so nothwendig wir die Wissenschaft, insonderheit die Sprachwissenschaft, die Logik, die Rhetorik und die Geschichte, zur Erforschung des Inhalts der heiligen Schrift ansehen, so wollen wir doch nichts von einer Wissenschaft wissen, welche der Schrift gegenüber, anstatt Magd und Schülerin zu sein, die Hausherrin und Meisterin spielen, anstatt nur zu Auffindung der in der Schrift enthaltenen Wahrheit behilflich zu sein, über dieselbe zu Gericht sitzen und entscheiden, anstatt sich selbst aus der Schrift zu berichtigen, die Schrift aus sich corrigiren will, anstatt in ihrer Sphäre zu bleiben, die zufällig auf ihrem Gebiete geltenden Gesetze zu allgemeinen erheben und dieselben auch dem Schriftgebiete aufnöthigen will. Solche *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* halten wir für ebenso abgöttisch, als unwissenschaftlich.“<sup>2)</sup> Wir stellen, erklärt Walther näher, die Wissenschaft nicht über die Bibelwahrheit, noch dieser gleich, sondern vielmehr unendlich tief unter diese. „Ein einziges Sprüchlein der Schrift steht uns unvergleichbar höher und

1) Baieri Comp. ed. Walther. Proleg. S. 77.

2) L. u. W. 21, 34.

ist uns ein unermesslich größerer Schatz als alle Weisheit dieser Welt.“<sup>1)</sup> Bei „Conflict“ zwischen der Schrift und der Wissenschaft steht ihm daher von vorneherein fest, daß die Wissenschaft der irrende Theil ist. „Mag die Wissenschaft noch so zuversichtlich die Resultate ihrer Forschungen für absolut gewisse Wahrheiten ausgeben, so halten wir doch nicht sie, wohl aber die Schrift für infallibel. Widersprechen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung der klaren Schrift, so ist uns daher von vorneherein gewiß, daß sie nichts sind, als gewisser Irrthum, selbst wenn wir nicht im Stande sind, ihn als solchen anders, als mit Berufung auf die Schrift nachzuweisen. Die heilige Schrift steht uns eben auf alle Fälle fest, wie groß auch immer der Conflict sein mag, in welchen wir bei dieser Annahme mit den Ergebnissen der ‚Wissenschaft‘ gerathen. So oft wir zwischen Wissenschaft und Schrift zu wählen haben, sprechen wir daher mit Christo, unserm Herrn: ‚Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden!‘ (Joh. 10, 35.) und mit dem heiligen Apostel: ‚Wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi‘ (2 Cor. 10, 5.).“<sup>2)</sup>

Walther fordert daher auch von dem Theologen, damit derselbe das Verhältniß zwischen Theologie und Wissenschaft nicht verkehre, daß ihm die Autorität der Schrift von vorneherein und als durch nichts zu erschüttern feststehe. Sonst wird der Theologe ungehörige Concessionen machen und mit seiner Arbeit der Kirche schaden, anstatt ihr zu nützen. Walther spricht sich des Längeren über biblische Kritik und Isagogik aus. Von denen, die in diesen Disciplinen arbeiten, fordert er, daß sie nicht als Zweifler an die Schrift herantreten, sondern „mit der Voraussetzung, daß die geschriebenen Grundlagen, auf denen die Kirche Christi ruht, unerschütterlich feststehen“. „Eine Wissenschaft“, sagt er, „die erst noch fragt, ob der Grund der Apostel und Propheten nicht vielleicht, wenigstens zum Theil, ein Lügengrund sei, achten wir nicht für eine christliche, sondern für eine heidnische Wissenschaft, von der in der Kirche nichts zu finden sein sollte, als sofern sie ein Gegenstand der Bekämpfung und Ueberwindung ist. Eine Wissenschaft aber, deren Ziel oder doch Product Forderung des Grundes ist, auf welchem die Christenheit, so lange sie existirt, steht und ruht, sehen wir für nichts anderes an, als für eine Waffe des Teufels und alle diejenigen, welche dieselbe treiben, für des Teufels Diener. Eine biblische Kritik und Isagogik, die die Schriftfeinde mit deren eigenen Waffen schlägt, achten wir hoch und theuer; machen aber diese Disciplinen den Feinden im Interesse der Wissenschaft wider den Grund, darauf die Kirche steht, die geringste Concession, so treten wir sie als Verrätherinnen mit Füßen. Wir warten nicht darauf, daß die Wissenschaft uns erst den Grund erobere. Wir haben ihn schon, und er steht uns vor aller wissenschaftlichen Untersuchung oder Prüfung so fest, als unser Gott, der ihn gelegt hat. Was

1) A. a. D. S. 33.

2) A. a. D. S. 35.



auch immer die Wissenschaft zu Tage fördern mag, das gibt uns weder den Glauben, noch nimmt es ihn uns.“<sup>1)</sup>

So bestimmt Walther das Verhältniß zwischen Theologie und Wissenschaft. An der neueren wissenschaftlichen Theologie nun findet er, daß sie die Wissenschaft aus ihrer lediglich dienenden Stellung heraustreten lasse und zur Herrscherin in der Theologie mache. „Die Magd ist zur Herrin erhoben worden.“<sup>2)</sup> Diese Theologie hat, anstatt den Grund, auf dem die christliche Kirche steht, zu vertheidigen, gerade im Namen der Wissenschaft die Preisgebung dieses Grundes gefordert. Sie hat die Lehre, daß die heilige Schrift, weil von Gott eingegeben, Gottes unfehlbares Wort sei, als wissenschaftlich unhaltbar bezeichnet. Daß da die biblische Kritik und Exegese noch mit heiliger Scheu an die Schrift heranträte, ist ganz unmöglich. Mit dem Aufgeben der biblischen Inspirationslehre ist die Schrift ein Object der Kritik geworden. Wie viel oder wie wenig von der Schrift als göttliche Wahrheit in Geltung bleibe, hängt von dem Urtheilspruch der auf dem Richterstuhl gesetzten Wissenschaft ab. Anstatt daher bei einem Conflict der Bibel und der Wissenschaft sich ohne Zögern auf die Seite der Bibel zu stellen, geben auch die positivsten Vertreter der neueren Theologie von vorneherein zu, daß in geschichtlichen, geographischen, naturgeschichtlichen und ähnlichen Dingen die Wissenschaft der Bibel gegenüber im Recht sein möge und thatsächlich oft im Recht sei.

Aber auch bei Darlegung der christlichen Lehre selbst, in der Dogmatik, hat die neuere Theologie das Verhältniß von Wissenschaft und Theologie verrückt. Walther schärft mit den alten lutherischen Theologen ein, daß bei der Darlegung der christlichen Lehren lediglich der formale oder organische Gebrauch der Vernunft statthabe. Die Thätigkeit des Theologen bestehe darin, daß derselbe aus der klaren Schrift die einzelnen Lehren einfach entnehme und zusammenordne. „Wir stimmen“ — sagt Walther — „vollkommen mit August Pfeiffer überein, wenn derselbe die Theologie also definirt: ‚Die positive Theologie ist nichts anderes, als die in strenger Ordnung und nach einer deutlichen Methode in gewisse Lehrfächer (loci) gebrachte heilige Schrift; daher nicht ein Glied, so klein es auch sein mag, an jenem Lehrkörper sein darf, was nicht aus der wohlverstandenen Schrift genommen und gestützt wäre.‘ Nicht weniger stimmen wir daher auch mit Johann Gerhard, wenn derselbe schreibt: ‚Das einzige Princip der Theologie ist das Wort Gottes, darum ist, was nicht in Gottes Wort geoffenbart ist, nicht theologisch.‘“ Der Beweis für die Richtigkeit der christlichen Lehren ist einzig und allein durch den Nachweis zu führen, daß diese Lehren in der heiligen Schrift geoffenbart sind. Nicht ist der Versuch zu machen, die Glaubensgeheimnisse auch vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen. Die moderne Theologie aber will — im

1) A. a. D. S. 36 f.

2) L. u. W. 18, 127.

Interesse der Wissenschaftlichkeit — erstlich die Schrift nicht als Quelle der Theologie gelten lassen, sie will die christlichen Lehren nicht aus der Schrift schöpfen, sondern aus „dem religiösen Glauben der Christen“, aus „dem christlichen Bewußtsein“, aus „der erleuchteten Vernunft“ entnehmen und aufbauen. Erst hinterher will sie eine Probe der Schriftmäßigkeit der selbstständig gefundenen Lehre anstellen. Die alte Methode, nach welcher man die christlichen Lehren direct der Schrift entnimmt, soll „mechanisch“ sein. Walther sieht hierin einen Abfall vom Princip der christlichen Theologie.<sup>1)</sup> Weist man darauf hin, daß man die christlichen Lehren ja nicht aus der untwiedergeborenen, sondern aus der erleuchteten Vernunft schöpfe, so antwortet Walther: „Auch die erleuchtete und wiedergeborene Vernunft kann nicht neben der Schrift, derselben coordinirt, Erkenntnißprincip sein, indem eben das zum Wesen einer erleuchteten und wiedergeborenen Vernunft gehört, daß sie nicht sich selbst, sondern die Schrift zu ihrem Erkenntnißprincip in Sachen des Glaubens macht, 2 Cor. 10, 5., abgesehen davon, daß sich hienieden in keinem Menschen eine vollkommen erneuerte und erleuchtete Vernunft vorfindet, 1 Mos. 18, 10—15.“<sup>2)</sup> — Aber wie die moderne Theologie, um wissenschaftlich zu sein, die christlichen Lehren nicht einfach aus der Schrift, sondern aus dem Innern des Theologen entnehmen will, so will sie in demselben Interesse sich auch nicht darauf beschränken, die Richtigkeit der christlichen Lehren mit der Berufung auf die heilige Schrift zu erweisen, sondern sie sieht ihre eigentliche Aufgabe darin, die christlichen Lehren zur „absoluten Wahrheit“ zu erheben, das heißt, auch unabhängig von der Schrift als Wahrheit zu erweisen, kurz, den christlichen Glauben vor der Vernunft zu rechtfertigen. Walther dagegen hält dafür, daß es mit dem Wesen der christlichen Glaubensartikel streite, wenn man dieselben auf dem Wege der Speculation neu finden oder auch nur a posteriori aus der Vernunft erweisen will. Die Folge sei Zerstörung des Glaubens und der Glaubensartikel. „Ein so großer Dienst“ — schreibt er — „damit der christlichen Theologie erwiesen zu werden scheint, so sind wir doch dessen gewiß, daß solche angeblichen Demonstrationen nicht nur nichts als eine Täuschung sind, sondern auch, anstatt die Glaubensgeheimnisse zu erklären und zu beweisen, dieselben vielmehr nach ihrem wesentlichen Gehalt alteriren und gänzlich zerstören und gerade allein dadurch den Schein einer Demonstration und Reproduction der christlichen Glaubensgeheimnisse hervorbringen. Alle solche Apologetik hassen wir von ganzem Herzen, denn sie setzt voraus, daß es etwas noch Gewisseres gebe, als Gottes Wort, aus welchem Gewisseren sich der geheimnißvolle Inhalt der Offenbarung auf dem Wege discursiven Denkens herleiten lasse. Aber von seinen Geheimnissen sagt uns Gott selbst, sie seien ‚von der Welt her verschwiegen gewesen, nun aber geoffen-

1) L. u. W. 21, 225 ff.

2) L. u. W. 13, 99.



bar, auch kund gemacht durch der Propheten Schriften aus Befehl des ewigen Gottes' (Röm. 16, 25. 26.), sie seien der Inhalt einer vor der menschlichen Vernunft 'thörichten Predigt', von der der natürliche Mensch nichts vernehme, die ihm vielmehr 'eine Thorheit' sei, ja, daß sie ein Licht seien, welches Gott 'aus der Finsterniß' habe hervorleuchten heißen (1 Cor. 1, 21.; 2, 14.; 2 Cor. 4, 6.)."

Walther ist auf der einen Seite fest überzeugt, daß zwischen der christlichen Theologie und der wahren Wissenschaft, der Wissenschaft in abstracto, ein wirklicher Widerspruch nicht stattfindet, noch stattfinden könne. Auf der andern Seite aber hält er es nicht für die Aufgabe eines Theologen, noch überhaupt für möglich, die Theologie und die Wissenschaft, wenn sie in concreto vorhanden ist, mit einander zu versöhnen. Man habe daher davon Abstand zu nehmen, der Welt die Harmonie des christlichen Glaubens und der Wissenschaft zeigen zu wollen. Er schreibt: „Wir sind deß fest versichert, daß auch der jetzigen abgefallenen Welt nicht durch die Lüge, daß die göttliche geoffenbarte Wahrheit mit der Weisheit dieser Welt in dem schönsten Einklange stehe, sondern allein dadurch geholfen werden könne, daß ihr die göttliche Thorheit, das alte, unveränderte Evangelium gepredigt werde, von welchem Paulus und die Geschichte der Kirche aller Zeiten und jedes einzelnen Christen bezeugt, daß es eine ‚Kraft Gottes‘ sei, ‚die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich, und auch die Griechen‘. Ein Mensch, der dadurch für das Christenthum gewonnen ist, daß ihm gezeigt wurde, wie das Christenthum die schärfste Probe der Wissenschaft aushalte, ist noch nicht gewonnen, sein Glaube noch kein Glaube.“ Die Instruction, welche Christi Diener „zu Eroberung der Welt für Christi Reich“ haben, lautet: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ Da hören wir nichts davon, daß Christi Diener der Welt ihre Fragen: ‚Wie mag solches zugehen?‘ oder: ‚Wobei soll ich das erkennen?‘ wissenschaftlich lösen sollen. Nein, als ‚Botschafter an Christi Statt‘, im Namen des großen Gottes sollen sie der Welt ‚die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum bezeugen‘; haben sie das gethan, so haben sie ihren Auftrag an die Welt erfüllt, und es werden gläubig werden, wie viel der Zuhörer zum ewigen Leben verordnet sind. Apost. 13, 48. Man mag solche Theologie in dieser wissenschaftlichen Zeit verfehlen: es ist dies die Theologie der Propheten und Apostel, bei der wir zu bleiben gedenken bis an unsern Tod!“ <sup>1)</sup>

Weil die neueren Theologen die Theologie als die Wissenschaft vom Christenthum auffassen, so sollen die christlichen Lehren nun auch ein Ganzes im Sinne der Vernunft bilden. Die Aufgabe der Theologie soll es sein,

1) L. u. W. 21, 41 f.

darzuthun, wie die einzelnen Lehren zu einander passen. Walther dagegen betont, daß zwei Lehren, die zwar vor der Vernunft einander aufzuheben scheinen, aber doch klar in der Schrift geoffenbart sind, zugleich festzuhalten seien; die Lösung des scheinbaren Widerspruchs werde uns das Licht der Herrlichkeit bringen. Walther hat diesen Punkt in dem Artikel behandelt: „Was soll ein Christ thun, wenn er findet, daß zwei Lehren, die sich zu widersprechen scheinen, beiderseits klar und deutlich in der Schrift gelehrt werden?“ L. u. W. Jahrg. 26, 257 ff. Er schließt diesen Artikel mit den Worten Luthers: „Wenn es soll Niemens gelten, so werden wir keinen Artikel im Glauben behalten.“

Und was ist nach Walther das Resultat, zu welchem die neuere Theologie dadurch gelangt ist, daß sie (aus der Theologie eine Wissenschaft machend) den Glauben zum Wissen erheben, die christliche Lehre (sowohl was die einzelnen Lehren selbst als auch den Zusammenhang derselben anlangt) so darstellen will, daß dem „intellectuellen Bedürfniß“ der Christen und der Welt Rechnung getragen werde? Die Vertreter der neueren Theologie haben behauptet, daß sie nur in neuer Weise alte Wahrheit lehren und daß, wo Aenderungen gegen früher zu machen waren, dies von dem Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntniß gefordert sei. Walther dagegen behauptet, daß diese Theologe die christlichen Lehren nicht bloß in neuer Weise darstelle, sondern den Inhalt derselben gänzlich verändere, daß, was sie „Fortschritt“ nenne, ein Aufgeben der biblisch kirchlichen Lehre und ein Rückschritt zu alten Irrthümern sei. Den Nachweis für seine Behauptung hat Walther in dem bekannten Artikel „Was ist es um den Fortschritt der modernen lutherischen Theologie in der Lehre?“ geführt, welcher Artikel sich durch drei Jahrgänge von „Lehre und Behre“ hindurchzieht (Jahrg. 21. 22. 24.). Durch die hier beigebrachten Auszüge aus den älteren Dogmatikern und den Schriften der Hauptvertreter der modernen Theologie will er darthun, „daß die moderne lutherische Theologie nicht ein Fortschritt oder eine Weiterentwicklung der alten, sondern eine völlig neue, andere — der entschiedenste Abfall von letzterer sei“. <sup>1)</sup>

Anderwärts faßt Walther sein Urtheil über die moderne Theologie noch also zusammen, indem er sich zugleich erklärt, in welchem Sinne es einen „Fortschritt in der Lehre“ im Laufe der Zeit geben könne und gebe: „Nicht eine größere Bestimmtheit in der Darstellung der alten Lehre, nicht eine reichere Begründung derselben aus der Schrift, nicht ein früher noch nicht geführter siegreicher Nachweis, daß die neuauftauchenden Lehren durch die alte, gewisse, unerschütterlich feststehende, durch alle Zeit hindurch bewährte Lehre längst gerichtet sind, sondern im Gegentheil völlig neue Lehren, nicht Fortbildung, sondern Umbildung, nicht Begründung, sondern Correctur, nicht Vertheidigung, sondern Auflösung, Zerstörung, Aufgebung und an-

1) 21, 161.



gebliche Widerlegung der alten Lehre, und zwar nicht nur dieser und jener Nebenlehren, sondern der Grundlehren unserer Kirche, ja, geradezu Umstoßung ihres Grundes — das ist es, was man uns (jetzt) als Fortentwicklung und Fortschritt, und zwar selbst in unserer lutherischen Kirche, anpreist und was wir als Lehrentwicklung und Lehrfortschritt anerkennen sollen. Ist es doch, als ob die Stimmführer auch innerhalb der lutherisch genannten Kirche unserer Zeit, mit sehr wenigen Ausnahmen, sich stillschweigends verabredet hätten, sich in die verschiedenen Loci unseres lutherischen Lehrgebäudes zu theilen, und der eine diesen, der andere jenen umzustößen, das Amt übernommen hätten, damit schließlich ein jeder entweder aus der lutherischen Dogmatik ausgeмерzt oder doch wesentlich umgestaltet werde, und so eine ganz neue, mit den angeblichen Resultaten wissenschaftlicher Forschung versöhnte und unserer fortgeschrittenen Zeit annehmbare christliche Religion entstehe.“<sup>1)</sup>

Wenn Walther daher auch anerkennt, daß die Forschungen der neueren Theologen „der Kirche in vielen Fächern eine ebenso reichliche als werthvolle Ausbeute gebracht haben und fort und fort bringen“<sup>2)</sup> und er „jeden wirklichen Erwerb derselben“ verwerthet haben will, so hat er doch bis an sein Ende auf das Entschiedenste vor der ganzen Art der neueren „wissenschaftlichen“ Theologie als „der Umwandlung der christlichen Religion in eine menschliche Wissenschaft“<sup>3)</sup> gewarnt.

Nachdem wir bisher gezeigt haben, was Walther unter Theologie verstand, sowie welche Stellung er zur Schrift und zu den Lehrern der Kirche einnahm, gedenken wir noch Walthers Stellung in den einzelnen namentlich hierzulande controvers gewordenen Lehren zur Darstellung zu bringen.

F. P.

## Die moderne Renose im Licht der Schrift.

(Schluß.)

Christus offenbarte, da er in Niedrigkeit auf Erden wohnte und wandelte, so oft es ihm gefiel, in Wort und Werk seine göttliche Herrlichkeit, so die göttliche Allwissenheit. Das haben wir erkannt. Und wie steht es mit der Allmacht? Sind die Wunderwerke, die der Herr während seines Erdenlebens vollbrachte, Werke der göttlichen Allmacht? Oder ist es, wie die Renotiker sagen: „Wir sagen also: der Mittler hat in seinem Fleischesleben die göttliche Allmacht, welche die Erscheinungs- und Bethätigungsform der absoluten Macht an der Welt ist, weder gebraucht noch besessen, regierte nicht actuell die Welt, während er als Mensch auf Erden wandelte, litt und starb, er übte überhaupt keine andere Herrschaft, als die

1) L. u. W. 21, 69.

2) A. a. O. S. 68.

3) L. u. W. 32, 6.

ethische der Wahrheit und Liebe, aus, wie er denn auch kein anderes Mittel anwendete, um sein Reich zu gründen, als das Wort des Evangeliums. . . . Er war kein allmächtiger Mensch. Selbst die Wunder, die er vollbrachte, beweisen dagegen nichts; denn das sind die Werke, die ihm der Vater gibt, er thut sie nicht aus eigenem Vermögen, sondern in der Kraft, auf das Geheiß dessen, der ihn gesandt hat." Thomasius, Christi Person und Werk II, 238. Das betont auch v. Beschwitz: „Christus kein allmächtiger Mensch.“ „Der Sohn in seiner selbsterwählten Erniedrigung kann nichts von ihm selber thun.“ „Der Sohn Gottes sieht in allen Stücken auf den Wink seines Vaters und thut darnach.“ „Von dem Vater kam ihm die Kraft, zu thun, was er that.“ „Was Johannes der Täufer in Bezug auf sich sagt: Ein Mensch kann ihm nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel, das hat auch der Menschensohn sich zur Regel gemacht.“ Alle seine Werke und Wunder, „Alles, was dem Sohne zur Verklärung und Verherrlichung diene vor seinen Jüngern und vor dem Volke, war eine Gabe des Vaters“. Christenlehre II, 37.

Stimmen solche Aussagen mit der evangelischen Geschichte, mit dem Selbstzeugniß Christi?

Es ist wahr, Christus zeugt von sich selbst, und die Aenotiker legen auf dieses Zeugniß alles Gewicht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von ihm selber thun, denn was er siehet den Vater thun; denn was derselbe thut, das thut gleich auch der Sohn. Der Vater hat den Sohn lieb, und zeigt ihm alles, was er thut, und wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet.“ Joh. 5, 19. 20. Um diese Worte recht zu verstehen, muß man aber den ganzen Zusammenhang der Rede Jesu bis B. 26. hin in Betracht ziehen. Es heißt da weiter: „Denn wie der Vater die Todten auferwecket und machet sie lebendig, also auch der Sohn machet lebendig, welche er will. Denn der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohn gegeben, auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gebrungen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben. Denn wie der Vater hat das Leben in ihm selber, also hat er dem Sohn gegeben das Leben zu haben in ihm selber.“ In den letzten Worten liegt zunächst, daß der Vater dem Sohn das Leben gegeben hat. Der Sohn ist aus dem Vater geboren, aus dem Wesen des Vaters. Der Sohn hat Wesen und Leben von dem Vater genommen. Und dieses innergöttliche Verhältniß des Sohnes zum Vater bethätigt sich nun auch, wie der Herr im Zusammenhang nachweist, in den Werken, die der Mensch gewordene



Gottessohn auf Erden thut. Er nimmt Alles vom Vater. Der Vater gibt ihm, zeigt ihm die Werke. Er hatte soeben einen Kranken gesund gemacht. Dieses Wunder war der Anlaß dieser Rede. Der Vater gibt dem Sohne noch größere Werke, gibt ihm die Macht, Todte zu erwecken, Gericht zu halten. Aber daß der Vater dem Sohn Alles gegeben hat und Alles gibt, bedingt keine eigentliche Abhängigkeit des Sohnes vom Vater, keine Unterordnung des Sohnes unter den Vater, macht den Sohn nicht unselbstständig, legt ihm keine Schranke auf. Der Herr wählt, indem er sein Verhältniß zum Vater beschreibt, gerade den Ausdruck: „Wie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber.“ Eine einzigartige Aussage, die alles Denken übersteigt. Nach unsern menschlichen Begriffen schließt das Eine das Andere aus. Wenn man etwas von einem Andern bekommen und genommen hat, so hat man das nicht in sich selbst, von sich selbst. Von dem Sohn Gottes gilt das Letztere gleichermaßen, wie das Erstere. Er hat das Wesen und Leben von dem Vater, und hat es doch in sich selber, ebenso, wie der Vater das Leben in sich selber hat. Der Sohn ist dem Vater in allen Stücken gleich, in nichts geringer, als der Vater, dem Vater, aus dem er geboren ist, gleich ewig, gleich ursprünglich, so selbstständig, wie der Vater. Der Sohn ist, wie der Vater, was die Athanasianer nachdrücklich den Arianern entgegenhielten, ἀρχή, der Erste und der Letzte, ἀρχὴ ζωῆς. Er hat das Leben in sich selber, ist Ursprung, Quelle alles Lebens. Auch diese Seite seines trinitarischen Verhältnisses zu dem Vater, seine absolute Gottgleichheit bekundet der Mensch gewordene Gottessohn in den Werken und Wundern, die er während seines Erdenwandels vollbringt. Er hat das Leben in sich selber, so „macht er auch lebendig, welche er will“. Er thut, nach seinem eigenen Willen, in eigener Macht seine Werke, Gottes Werke auf Erden. „Was der Vater thut, das thut gleichermaßen auch der Sohn.“ „Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch.“ Joh. 5, 17. Aus diesem Worte erschlossen die Juden mit Recht seine vollkommene Gottgleichheit, V. 18. So „sollen alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren“. Es ist grobe Schriftverfälschung, wenn die modernen Theologen, eben ihrer Kenose zu Liebe, nur jene erstere Seite hervorheben, nur davon reden, daß der Vater dem Sohn alle seine Werke gebe und zeige, dagegen die andere Wahrheit, das, was der Herr in demselben Zusammenhang der Rede ebenso klar und unzweideutig bezeugt hat, daß der Sohn das Leben, also auch die Macht, lebendig zu machen, alle Gotteswerke zu wirken, in sich selber habe, gänzlich verschweigen.

Daß Christus die Wunderwerke, die er auf Erden that, in eigener Kraft, aus eigener Machtvollkommenheit verrichtete, und daß diese Kraft, die in ihm wohnte, weit über Menschenvermögen hinausging, daß das die allmächtige Kraft Gottes war, erkennt jeder Christ, der die Wundererzählungen der Evangelien mit einfältigem Sinn liest und betrachtet.

Zu jenem Gichtbrüchigen, den seine Freunde auf einem Bett zu ihm brachten, sprach der Herr: „Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim.“ Und er stand auf und ging heim. Matth. 9, 6. 7. Damit wollte Jesus beweisen, daß er die Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, eine Macht, welche, wie auch die Pharisäer erkannten, allein Gott zukommt. Aus solcher Machtvollkommenheit (*ἐξουσία*), welche eine Prærogative Gottes ist, wie sie aber doch eben dieser Menschensohn zu eigen hat, hat Jesus den Gichtbrüchigen geheilt. An eben dieser Macht, die er besaß, hat der Herr seinen Jüngern Antheil gegeben. „Und er rief seine zwölf Jünger zu sich, und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister, daß sie dieselbigen austrieben und heilten allerlei Seuche und allerlei Krankheit.“ Er sprach zu ihnen: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch.“ Matth. 10, 1. 8. Wenn die Jünger Kranke heilten, Todte auferweckten, Teufel austrieben, so thaten sie es auf Befehl, im Namen und in der Kraft Jesu. Wenn Jesus solche Werke verrichtete, wie sie nur Gott wirken kann, so that er es wohl in der Kraft Gottes, aber zugleich in eigener Kraft, wie in seinem eigenen Namen. Er selbst besaß solche Macht ursprünglich, und theilte sie Andern mit, wie er wollte. Nach seinem eigenen Willen, durch seinen Willen machte er Kranke gesund. Jener Aussätzige sprach zu ihm: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen.“ Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: „Ich will's thun, sei gereinigt!“ Und alsbald ward er von seinem Aussatz rein. Matth. 8, 2. 3. Der Hauptmann von Kapernaum fleidete seine Bitte um Heilung seines kranken Knechts in die Worte: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.“ Matth. 8, 8. Der Herr rühmte den Glauben, den jener Heide damit bekundete. Ja, es bedurfte nur eines Worts aus dem Mund Jesu, so geschah, was bei Menschen unmöglich war, so wich die Krankheit, so mußte auch der Tod weichen, so kehrte das Leben in einen entseelten Leichnam zurück. Zu dem todten Jüngling von Nain sprach der Herr: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf.“ Und der Todte richtete sich auf und fing an zu reden. Luc. 7, 14. 15. Wahrlich, dieser Menschensohn ist der allmächtige Gott, von dem geschrieben steht: „So er spricht, so geschieht es; so er gebeut, so steht es da.“ Ps. 33, 9. Als Jesus das blutflüssige Weib, das nur seines Kleides Saum angerührt, geheilt hatte, bezeugte er selbst, daß eine Kraft von ihm ausgegangen sei. Luc. 8, 46. Luc. 6, 19. lesen wir: „Und alles Volk begehrt ihn anzurühren, denn es ging Kraft von ihm und heilte sie alle.“ Und diese Kraft, die von ihm ausging, die in ihm wohnte, war die Alles vermögende Kraft Gottes. Denn wer vermag im Augenblick langjährige Krankheit, tödliche Seuchen zu heilen, und Hunderte zu einer Zeit zu heilen, denn allein der allmächtige Gott?

Die besondere Bedeutung der Wunderwerke Jesu ersieht man aus



Stellen wie Matth. 11, 4—6.: „Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium geprediget.“ Mit diesen seinen Wundern beweist Jesus den Jüngern Johannis, daß er Christus sei, Gottes Sohn, nicht einer von den Propheten. Auch Propheten haben wohl Wunder gethan, aber nur hin und wieder, in einzelnen Fällen, und nicht aus eigenem Vermögen, sondern in der Kraft Gottes, die ihnen von oben dargereicht wurde. Christus dagegen wirkt alle diese Wunderdinge in selbsteigner Kraft, seine Art bringt das mit sich, daß die Blinden sehen, die Lahmen gehen u. s. w. Und die Fülle der Wunder, daß er den großen Schaaren der Kranken und Elenden, die sich zu ihm drängten, half und sie alle heilte, hebt ihn weit über die Reihe der Propheten hinaus. Der Herr erinnert mit dieser seiner Antwort, die er den Johannisjüngern ertheilte, an die Weissagung des Propheten, Jesaias 35. Da wird die messianische Zeit mit den Worten beschrieben: „Alsdann werden der Blinden Augen aufgethan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden. Alsdann werden die Lahmen locken wie ein Hirsch, und der Stummen Zunge wird Lob sagen; denn es werden Wasser in der Wüste hin und wieder fließen, und Ströme in den Gefilden.“ B. 5. 6. Diese wunderbare Wandlung des Elends ist Gottes Werk. Der Prophet kennzeichnet in diesem Zusammenhang die messianische Zeit, wie öfter, als die Zeit der Parusie Gottes auf Erden. „Gott kommt und wird euch helfen.“ B. 4. Die Wunderhülfe, die der Messias, Gott der Herr, den Blinden, Tauben, Stummen, Lahmen angeheilen läßt, gilt dem Propheten ferner als eine Art Vorspiel der letzten vollkommenen Erlösung. Es heißt am Schluß dieser Weissagung: „Die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen, und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen.“ B. 10. Dies sind also die Gedanken, welche die Schrift uns hier vorlegt: Gott, der Herr, der Alles geschaffen, wird seine Creatur, die jetzt so arg verstümmelt, unzähligen Gebrechen, Schäden, Leiden, ja dem Wehe des Todes unterworfen ist, aus diesem tiefen Fall wieder aufrichten, wird zuletzt allem Schmerz und Seufzen ein Ende machen, Leid und Wehe in ewige Freude und Wonne verkehren. Und die Wunderwerke des Messias sind nun schon der Anfang dieser restitutio in integrum, Unterpfand der dereinstigen vollkommenen Genesung der leidenden, seufzenden Creatur. Was Christus aber thut, daß er Blinde, Taube, Lahme, Stumme heilt, Todte erweckt, ist Gottes Werk. Gott kommt und hilft. Es ist dies das Werk dessen, der die Creatur geschaffen hat. Dem kommt es auch zu, die tödlich verwundete Creatur von allen ihren Leiden und Schmerzen zu heilen. Christus erweist sich also in der Heilung der Krüppel, Lahmen, Blinden u. s. w. als der Schöpfer aller Dinge; erweist

darin seine Schöpferart und Schöpferkraft. Gott, der Herr, der Schöpfer, steht mitten in der leidenden, seufzenden Menschheit, ruft die Elenden, Kranken, Armen zu sich, ihnen zu helfen, und heilt sie von allen den Schäden und Gebrechen, dadurch ein Anderer, ein Feind und Widerwärtiger, Gottes Werk und Creatur beschimpft und verderbt hat. Das ist die rechte, schriftgemäße Betrachtung der Wunderwerke Jesu.

An etlichen Wunderthaten tritt es besonders deutlich hervor, daß Jesus eben jene Schöpferherrlichkeit und Schöpferallmacht besaß und offenbarte, welche die Renotiker dem auf Erden wandelnden Christus so entschieden absprechen. Luc. 5, 8. 9. wird uns berichtet, daß Petrus und seine Gefährten Staunen und Schrecken ankam über jenen wunderbaren Fischzug, den sie mit einander gethan hatten. Petrus fiel vor Jesu auf die Kniee und sprach: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.“ Er will sagen: du bist mehr als ein Mensch. Er betet ihn an als seinen Gott und Herrn. Das ist ein Act des Schöpfers, Fische in's Netz geben. Jesus von Nazareth, dieser verachtete Rabbi der Juden, das ist der Schöpfer aller Dinge, nach dessen Wink und Willen alle Creaturen sich bewegen. Als Jesus bei jener Fahrt über das galiläische Meer den Sturm gestillt hatte, sprachen die Menschen: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?“ Matth. 8, 27. Die Menschen gaben damit Gott die Ehre, dem Schöpfer Himmels und der Erden, erkannten diesen Mann Jesus als den an, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn. Luther bemerkt hierzu: „Gleichwie aber der natürliche Schlaf eine gewisse Anzeigung ist, daß der Herr Christus ein rechter natürlicher Mensch sei: also beweiset er seine allmächtige Gottheit in dem,“ daß er mit einem Wort das Meer stillt, und macht, daß sich der Wind legt; welches ist nicht ein Menschenwerk, es gehört eine göttliche Kraft dazu, der Ungeßüm des Meeres mit einem Wort zu wehren.“ (Hauspostille, St. Louiser Ausg., XIII, 182.) Bei der doppelten Speisung des Volks in der Wüste, Matth. 14, 13. ff. Matth. 15, 32. ff., erscheint Christus als der allmächtige und allgütige Schöpfer und Erhalter, welcher das, was er geschaffen, auch wohl erhalten kann, welcher sich aller seiner Werke, sonderlich der Elenden erbarmt, „Mich jammert des Volks“, als der Vater, der „Hausvater“, welcher seine Kinder nährt und speist. Daß in der Todesstunde Jesu die Sonne ihren Schein verlor, die Erde erbehte, die Felsen zerrissen, die Gräber sich aufthaten, Matth. 27, 45. 52., war ein Anzeichen dafür, daß die ganze Creatur trauerte und sich entsetzte, daß der Schöpfer und Herr der Welt am Kreuze starb.

Wir betonen auch hier: Dieser Christus ist und bleibt ein Wunder vor unsern Augen. Daß in dieser Einen Person Gottheit und Menschheit, daß hier Schwachheit, Ohnmacht, Hunger, Durst, Ermattung, Zittern, Zagen, Leiden, Schmerzen und Hoheit, Macht, göttliche Allmacht zusammen trifft, das können wir nicht begreifen, wollen es auch nicht begreifen, wir



glauben einfach dem doppelten Zeugniß der Schrift. Es ist purer Nationalismus, wenn man das reimen, wenn man hier irgendwie vernunftgemäß vermitteln will, wie es die neueren Theologen versuchen. Es bleibt da nichts übrig, als daß man, wie es eben geschieht, durch die sonnenklaren Zeugnisse von der göttlichen Allmacht des Menschen Jesus einen dicken Strich macht und das leugnet, was die Schrift bejaht und bekräftigt.

Die Werke und Wunder, deren wir bisher gedacht, hat Jesus an den Armen, Kranken, Elenden, Hülfbedürftigen, die zu ihm kamen und ihn baten, vor den Augen seiner Jünger und des jüdischen Volkes vollbracht. Da, wo er auf Erden stand und ging, in Galiläa, in Judäa, hat er seine göttliche Macht und Herrlichkeit offenbart. Aber seine Macht beschränkte sich nicht auf den Raum, in welchem er damals leiblicher, sichtbarer Weise sich bewegte, sondern ging weit, weit über seine nächste Umgebung, seine irdische Wohn- und Wanderstätte hinaus. Es leuchtet von selbst ein, daß der Jesus, welcher dort auf dem galiläischen Meer dem Ungestüm des Sturmes Einhalt thut, welcher die Fische in's Netz Petri leitet, überhaupt Herr ist über alle Creatur, daß dieser Mann alle Creaturen in seiner Hand und Gewalt hat. Und Christus selbst zeugt nun ausdrücklich von sich selbst: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater.“ Matth. 11, 27. Und Johannes, der Täufer, zeugt von ihm: „Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm Alles in seine Hand gegeben.“ Joh. 3, 35. Dieses doppelte Zeugniß gilt dem Christus, der in Niedrigkeit auf Erden wandelt. Diesem Menschen, Jesus von Nazareth, hat der Vater Alles, alle Dinge übergeben, in seine Hand gegeben. Dieser schwache, geringe Mensch hat und besitzt, eben weil der Vater es ihm übergeben, oder weil er der ewige Sohn ist, Alles, was nur genannt und gedacht mag werden, alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er hat Alles in seiner Hand, das ist, in seiner Macht und Gewalt. Mit der Glosse der neuern Exegeten und Dogmatiker, daß man hier nur an alles das denken dürfe, was zur Ausführung des Rathschlusses der Erlösung gehörte, ist hier nichts geholfen. Der Text: „Alles“, „alle Dinge“ ist allzu deutlich und gewaltig. Solche Gewalt, die Alles, alle Dinge umspannt, ist aber nichts Anderes, als die göttliche Allmacht. Aehnliche Worte braucht Christus hernachmals, da er von den Todten auferstanden war und sich zur Himmelfahrt anschickte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Matth. 28, 18. Und die Apostel beschreiben in ähnlicher Weise die Herrlichkeit des erhöhten Christus. So St. Paulus: Gott hat Christum „gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat alle Dinge unter seine Füße gethan“. Eph. 1, 20—22. Und St. Petrus: Christus „ist zur Rechten Gottes in den Himmel gefahren und sind ihm unterthan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte“. 1 Petr. 3, 22. Dem erhöhten Christus insonderheit schreiben wir nach der

Schrift das allmächtige Regiment über Himmel und Erde zu. Aber die Schrift legt dieselbe Macht und Gewalt auch schon dem erniedrigten Christus bei. Durch die Erhöhung ist Christus, wie unser Bekenntniß lehrt, in den vollen, uneingeschränkten Gebrauch seiner göttlichen Macht und Majestät eingetreten. Aber er hat von Anfang an, seit der Menschwerdung, auch in den Tagen seines Fleisches, eben weil Menschheit und Gottheit in Einem vereinigt war, diese göttliche Macht und Majestät besessen, und nicht nur besessen, sondern auch in gewisser Weise gebraucht.

Der Vater hat Christo, dem, der auf Erden lebt und wandelt, Alles, alle Dinge übergeben, in seine Hand und Gewalt gelegt, doch wahrlich nicht nur für künftigen Gebrauch. Wenn Christus in den Tagen seiner Niedrigkeit von sich rühmt, daß der Vater ihm Alles übergeben habe, so will er doch seine jetzige, nicht seine dereinstige Würde und Hoheit beschreiben. Wenn Einer Macht und Gewalt über irgend ein Ding erhält, so empfängt er sie zu dem Zweck, daß er von jetzt ab das Ding nach seinem Willen anwende und gebrauche. Es ist schon nach gemein menschlichem Begriff ein Unding, Macht und Gewalt haben und diese Gewalt und Vollmacht ganz und gar nicht gebrauchen. Und es ist vollends ein ganz verkehrter Begriff von der göttlichen Gewalt, welche über alle Dinge geht, von der göttlichen Allmacht, wenn man dieselbe als bloße Fähigkeit und Möglichkeit in Gott faßt, daß Gott, wenn er wollte, wohl fähig und im Stande wäre, das und das zu thun. Gottes Allmacht ist keine nur ruhende, müßige Eigenschaft, sondern ist immer in Thätigkeit. Luther hat in seinem Buch *de servo arbitrio* den Begriff der Allmacht Gottes in meisterlicher Weise aus der Schrift erörtert und erwiesen. Er weist dem Erasmus nach, daß das die Art der göttlichen Allmacht sei, daß Gott alle seine Geschöpfe nicht nur erhalte, sondern auch „treibe und bewege“, daß er „rastlos in allen Creaturen wirke“, daß, wo „dieser Antrieb“ je „nachlassen“, „diese Kraft und Wirkung aufhören würde“, „Gott auch aufhören würde, Gott zu sein“. (St. Louiser Ausg. XVIII, S. 1837 ff.) Solche Gewalt eignet auch Christo und eignete ihm auch im Stand der Erniedrigung. Also hat Christus, dieser Mensch Jesus, auch in den Tagen seiner Niedrigkeit alle Dinge, alle Creaturen erhalten, getragen, bewegt, in ihnen gewirkt, freilich in gar geheimer und geheimnißvoller Weise. „Gar heimlich führt' er sein Gewalt.“ Was wir hier von Christo aussagen, ist aber nicht nur ein Schluß aus dem Begriff der göttlichen Allmacht, sondern wird auch *expressis verbis* von ihm selbst bezeugt. Er spricht: „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.“ Joh. 5, 17. Das sagt er gerade auch von der Zeit, da er auf Erden wandelt und wirkt. Was meint er hier für eine Wirksamkeit? Die Juden hatten es ihm zur Sünde gemacht, daß er am Sabbath einen Kranken geheilt habe. Da beruft sich Jesus auf das Exempel Gottes. Gott wirkt ohne Unterlaß, ohne Unterbrechung, ohne am Sabbath eine Pause eintreten zu lassen, das, was er als Gott thut und wirkt. Seine göttliche Wirksam-



keit, und dazu gehört vor Allem, wie das „bisher“ zeigt, seine auf die Welterhaltung folgende Welt erhaltende und regierende Thätigkeit, geht fort, von Tag zu Tag — und ganz in demselben Sinn und in derselben Weise wirkt auch der Sohn und wirkte der Sohn auch zu der Zeit, da er als Mensch in Niedrigkeit auf Erden wandelte. „Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch“ — ganz so, wie der Vater. Wenn Jesus am Sabbath einen Kranken heilt, so folgt er nur jenem göttlichen Gesetz, nach welchem der Vater und der Sohn mit dem Vater ohne Unterbrechung das wirkt, was Gottes ist, ohne je nachzulassen, alle Creaturen erhält, treibt und bewegt. Hohe Dinge, die schlechterdings unfasslich sind, die keines Menschen, keines Engels Verstand fassen kann, werden hier mit klaren, deutlichen Worten, welche nicht deutlicher sein können, die jedes Christenkind verstehen kann, unserm Glauben vorgelegt. Wir glauben der Schrift und müssen es den neuern Theologen überlassen, über das Wie? dieser geheimnißvollen Wirksamkeit des Menschen Jesus näher nachzugrübeln und durch solches Grübeln über das „Wie?“ das „Daß“, die Thatsache, daß Jesus ein allmächtiger Mensch war, wegzugrübeln. Wir gehen nicht mit, wenn sie gegen diesen Stein des Anstoßes anlaufen und mit ihrer Christologie, mit ihrer Theologie an diesem Felsen, der Allmacht Gottes in Christo Jesu, zerschellen und in Trümmer gehen.

Schließlich nöthigt uns das Evangelium auch, zu bekennen, daß dieser Mensch Jesus von Nazareth, auch in den Tagen seines Fleisches, allgegenwärtig war, was vollends den Kenotikern eine Thorheit ist. Daß Jesus an dem Abend nach der wunderbaren Speisung des Volks den Menschen, die ihn zum König machen wollten, entwich und auf einem Berg allein war, während seine Jünger ein Schiff betraten und über das Meer nach Capernaum fuhren, daß Jesus dann plötzlich in der Nähe jenes Schiffes, das seine Jünger trug, auf dem Meer wandelte, daß dieses Schiff, sobald Jesus eingestiegen war, alsbald am Lande war, Joh. 6, 14—21., beweist schon, daß dieser Mensch Jesus über seinen Leib und die räumliche Vergewaltigung seines Leibes eine Macht besaß, wie sie sonst keinem Menschen eignet. Und nun bezeugt Christus selbst, nicht nur, daß er vom Himmel gekommen sei und gen Himmel auffahren werde, sondern auch, daß er, da er auf Erden wandelt, doch im Himmel sei. Er nennt sich „des Menschen Sohn, der im Himmel ist“, *ὁ υἱὸς τοῦ οὐρανοῦ*, Joh. 3, 13. Des Menschen Sohn, der auf Erden weilt, mit Nicodemus redet, ist im Himmel, bei Gott im Himmel. Und Gottes Himmel ist überall. Dieser geringe Mensch Jesus hat, wie wir erkannt haben, Alles, alle Dinge im Himmel und auf Erden in seiner Hand und Gewalt, und er ist im Himmel. Er ist der wahrhaftige, der allmächtige Gott. Der allmächtige Gott treibt und bewegt alle Dinge aber in der Weise, daß er selbst allen Creaturen gegenwärtig ist. Mit seiner allmächtigen Allgegenwart trägt und erhält er alle Dinge. So ist des Menschen Sohn allen Dingen, die er in seiner Hand

und Gewalt hat, gegenwärtig. Wir müssen nach der Schrift neben der räumlichen, beschränkten, sichtbaren noch eine unsichtbare, illocale, übernatürliche, himmlische Existenzweise des Menschen Jesus annehmen. So allein verstehen wir, daß Christus nicht nur nach seiner Auferstehung vor seinem Scheiden seinen Jüngern die tröstliche Verheißung gibt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, Matth. 28, 20., sondern schon in den Tagen seiner Niedrigkeit ihnen versichert: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Matth. 18, 20. Es wird uns Joh. 8, 59. berichtet, daß Jesus, da die Juden ihn steinigen wollten, sich verbarg (*ἐκρύβη*), daß er dann aber zum Tempel hinaus ging, mitten durch sie hinstreichend. Da, wo Jesus im Tempel stand und lehrte, verschwand er plötzlich. Die Juden hatten schon Steine aufgehoben, um auf ihn zu werfen, aber sie sahen und fanden jetzt Jesus nicht an dem Ort, da er eben gestanden und zu ihnen geredet hatte. Im nächsten Augenblick erschien er wieder und ging zum Tempel hinaus, mitten durch seine Feinde hinstreichend. Diese rührten ihn nicht an, sie waren über das wunderbare Verschwinden und Wiedererscheinen dieses Menschen erschrocken und vor Schrecken erstarrt. Jesus hatte hier einmal auf Augenblicke seine räumliche, sichtbare Seinsweise sistirt, hatte darum aber nicht überhaupt aufgehört, zu existiren, als Mensch zu existiren. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls bestätigt das Gesagte. Jesus hatte sich mit den zwölf Aposteln niedergesetzt, das Passahmahl zu halten. Dann stand er auf und reichte ihnen allen das Brod und den Kelch und sprach dazu: „Das ist mein Leib“, „das ist mein Blut.“ Luc. 22, 14. ff. Schon damals, bei der ersten Feier des Abendmahls, da Christus sich noch im Stand der Erniedrigung befand, gab es also eine unsichtbare, übernatürliche, geheimnißvolle Gegenwart seines Leibes und Blutes, im Brod und Wein des Sacraments. Von dem erhöhten Christus bezeugt die Schrift, daß er Alles erfülle. Aber Christus hat die Herrlichkeit, die er in vollem Maß nach seiner Erhöhung entfaltete, schon in den Tagen seines Fleisches besessen, nach dem Zeugniß der Schrift, auch die Herrlichkeit der göttlichen Allgegenwart. Wenn man aber vom Besitz der Allgegenwart redet, so hat das nur dann Sinn, wenn der, den man allgegenwärtig nennt, realiter überall, allen Creaturen gegenwärtig ist. Wie das bei einem Menschen, der als Mensch unter Menschen wandelt, der an Geberden als ein Mensch erfunden wird, möglich sei, können wir schlechterdings nicht begreifen. Aber wer das Geheimniß der Person Christi begreifen will oder einigermaßen begriffen zu haben meint, der hat Christum schon verloren.

Für die rechte Würdigung des Standes der Niedrigkeit Christi ist auch noch die Geschichte seiner Verklärung von Belang. Matth. 17, 1. ff. Marc. 9, 2. ff. Jesus wurde vor den Augen seiner Jünger verklärt, das heißt, er gewann ein anderes Aussehen, eine andere Gestalt (*μετεμορφώθη*). Sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne, seine Kleider wurden helle und

weiß wie der Schnee. Der Apostel Petrus, der eine Augenzeuge, beschreibt in seinem zweiten Brief diesen wunderbaren Vorgang mit den Worten: „Wir haben seine Herrlichkeit selber gesehen“, 2 Petri 1, 16. — seine, die ihm eigene Herrlichkeit (μεγαλειότης). Es wurde dort, auf dem Berg der Verklärung, nicht von Oben Licht und Glanz über Jesum ausgegossen. Nein, die göttliche Herrlichkeit wohnte in ihm und hat damals auf kurze Augenblicke und hat hernachmals, bei der Auferstehung, für immer seinen Leib durchdrungen, durchstrahlt.

Das ist das Bild Christi, welches die Evangelien uns vor die Augen malen: ein geringer Mensch, ein Knecht der Knechte, der Allerverachtetste und Unwertheste und doch der Herr der Herrlichkeit. Und der Herr der Herrlichkeit hat nun freiwillig auf die Bethätigung seiner göttlichen Macht und Hoheit verzichtet, soweit es für das Werk der Erlösung erforderlich war, hat freiwillig Niedrigkeit, Schmach, Leiden auf sich genommen, weil er die sündigen Menschen erlösen wollte. Dazu war er ja gekommen, nicht daß er ihm dienen ließe, sondern daß er diene und gäbe sein Leben zu einer Erlösung für Viele. Matth. 20, 28. Das war der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes und das auch der Zweck der Selbsterniedrigung des menschengewordenen Gottessohnes. Die evangelische Geschichte bezeugt und bestätigt, was St. Paulus Phil. 2, 5—8. lehrt, nicht, daß der Sohn Gottes, da er Mensch werden wollte, einen Theil seiner Gottheit ablegte und also im Stande der Erniedrigung außer Stande war, sich der Leiden dieser Zeit und des Geschicks des Todes zu erwehren, wie die Kenotiker wähnen, sondern daß der menschengewordene Gottessohn, da er auf Erden wandelte, da er litt und starb, stetigen Verzicht leistete, sich des Gebrauchs der göttlichen Macht und Majestät, die er besaß, so weit enthielt, daß Niedrigkeit, Leiden, Sterben bei ihm Raum hatte. So sah man an ihm auch dann, wenn er Wunder that und in Wundern seine göttliche Herrlichkeit offenbarte, doch äußerlich geringe Geberden, die gewöhnliche Gestalt eines Menschen. Er war und blieb, auch wenn er sich als Gott erwies, doch Mensch unter Menschen, er wollte mit den Wundern seiner Herrlichkeit die schwachen Menschen nicht von sich abstoßen, sondern gewinnen, und hat auch mit seiner Wunderherrlichkeit den Menschen gedient, sich als der Helfer in allen Nöthen erwiesen. Es war freier Verzicht auf seine göttliche Macht und Stärke, zu welchem die Liebe zu den Menschen, die er erlösen wollte, ihn bestimmte, wenn seine Feinde an ihm Macht gewannen. So lange es für ihn Tag war, so lange er als Prophet auf Erden wirken sollte und wollte, durfte kein Mensch sein Werk hindern noch ihm ein Leid anthun. Luc. 4, 36. Joh. 8, 59. Luc. 13, 31—33. Als aber seine Stunde gekommen war, ging er aus freien Stücken hinauf gen Jerusalem, Luc. 18, 31. ff., bereitete dort sich selbst den Einzug, Matth.



21, 1. ff., bestimmte den Tag seines Todes, Matth. 26, 1. 2., stellte sich zur rechten Zeit, wie auf Verabredung, an dem Ort ein, da Judas mit der Mörderschaar ihn treffen sollte, Matth. 26, 30. 31. 46., gab sich selbst in die Hände seiner Feinde, Joh. 18, 4. Mit Einem Worte seines Mundes schlug er erst seine Feinde zu Boden, Joh. 18, 5. 6., und bewies damit, wie leicht es ihm gewesen wäre, dem Leiden des Todes zu entgehen, aber er wollte leiden und sterben, und redete darum selbst den verzagten Feinden zu, sie möchten ihn nur greifen und seine Jünger gehen lassen, Joh. 18, 7., gab ihnen also selbst Macht und Muth, ihn zu binden und zur Schlachtbank zu führen. Er wehrte dem Petrus, mit dem Schwert drein zu schlagen, es hätte ihm nur ein Wort gekostet, so würden Engelheere sich zu seiner Hülfe bereit gestellt haben, aber es mußte also gehen, die Schrift sollte erfüllt werden, das war sein eigener Rath und Wille. Matth. 26, 52—54. Sein bitteres Kreuzesleiden war von dem Bewußtsein, der Absicht getragen, daß die Schrift erfüllt würde, und erst, als er wußte, daß Alles erfüllt, Alles vollbracht war, neigte er das Haupt zum Tode. Joh. 19, 28—30. Das alles beweist auf's deutlichste, daß Jesus gar wohl Macht hatte, sein Leben zu lassen und sein Leben wieder zu nehmen, wie er wollte, Joh. 10, 18., daß er es alles Macht hatte, daß er aber nach eigenem freiem Entschluß seine Macht ruhen ließ, um durch Erliegen, Leiden und Sterben die Menschen zu erlösen.

Wir haben erkannt, die Lehre der Kirche, die Lehre unseres Bekenntnisses von dem Stand der Erniedrigung Christi hat klaren, festen Grund in der Schrift, die Lehre der modernen Kenotiker dagegen ist ein *ἄραρον* und *ἀντίγραφον*. Und weil es sich um die Person Christi handelt, so ist es gefährlich, hier zu scherzen und Possen zu treiben. Die „Kenose“ der Neueren ist ein tödliches Gift, welches folgerichtig das Fundament des christlichen Glaubens zerfrißt und zerstört, den Glauben an Christum, den Sohn Gottes. Wir haben im Eingang bemerkt, daß die Theologen dieser Richtung in thesi noch den Artikel von der Gottheit Christi festhalten. Wir wollen auch zugeben, daß das Herz dieses oder jenes Theologen, dessen Verstand solche Irrpfade wandelt, mit seinen innersten Fasern sich noch an Christum anflammt, den Sohn des lebendigen Gottes. Aber die Irrlehre, die er austreut, ist vom Teufel, und der sieht's auf nichts Anderes ab, als Christo alle und jede göttliche Ehre zu rauben. Wenn man von der Gottheit Christi erst einmal etliche bestimmte göttliche Eigenschaften in Abzug gebracht hat, dann wird man mit Macht auf dieser abschüssigen Bahn, die in den Abgrund des radicalsten Unglaubens ausläuft, vorwärts gedrängt. Bei Thomasius, dem Hauptvertreter dieser modernen „Christologie“, finden sich schon Ansätze zu der weiteren Folgerung, daß Christus überhaupt auf die göttliche Art und Natur Verzicht geleistet habe, da er menschliche Natur annahm. Er schreibt z. B. in dem öfter genannten

Werk, II, 201: „Das absolute Leben, welches das Wesen der Gottheit ist, existirte (bei Christo, dem Menschgewordenen) in der engen Begrenzung eines irdisch-menschlichen Lebens, die absolute Heiligkeit und Wahrheit, diese Wesensbestimmtheiten des Göttlichen, entwickeln sich in der Form menschlichen Denkens und Wollens, die absolute Liebe hat menschliche Gestalt gewonnen, sie lebt als menschliches Gefühl, als menschliche Empfindung in dem Herzen dieses Menschen, die absolute Freiheit in der Form menschlicher Selbstbestimmung.“ Thomasius statuirt also in Christo nur menschliches Denken, Wollen, Fühlen, Empfinden, also im Grund nur menschlich Natur und Wesen, das freilich von einem göttlichen „Ich“, auf welches Thomasius allen Nachdruck legt, getragen wurde. Ein göttliches Ich, Subject, seiner göttlichen Art entkleidet, in menschlicher Natur, das ist der „Gottmensch“ der Kenotiker. Ist aber ein solches göttliches „Ich“ ohne göttliche Art, Natur und Eigenschaften nicht schließlich ein leerer Begriff, ein blasser Schemen, der bald weggeblasen wird? Indeß auch abgesehen von solchen Folgerungen, wie sie zum Theil von den Kenotikern selbst gezogen werden, ist solch ein Gott, wie ihn diese Theologen in der Person Christi uns vorstellen, das heißt, ein Gott, der nicht allgegenwärtig, nicht allwissend, nicht allmächtig ist, wirklich Gott, der lebendige, wahrhaftige Gott, zu dem man Vertrauen fassen könnte? Muß, wird ein gottesfürchtiger Christ sich nicht mit Grauen von einem solchen verstümmelten Bild der Gottheit abwenden und ausrufen: Wir aber des Gottes nicht!?

Es ist ein eminent praktisches Interesse, welches uns bestimmt, die moderne Theologentweiskheit aus allen Kräften zu bekämpfen und von uns fernzuhalten. Wir wissen und glauben, daß Christus unser einiger Helfer- und Erlöser ist. Und gerade im Stand der Erniedrigung hat Christus das Werk der Erlösung vollbracht. Aber nur dann, wenn wir dessen gewiß sind, daß in dem Christus, der am Kreuze litt und starb, die ganze Fülle der Gottheit leidhaftig wohnt, daß wirklich das Blut des Sohnes Gottes, daß Gottes Blut, Gottes Tod, Gottes Marter in der Wagschale liegt, können wir uns des Lösegeldes in Wahrheit trösten und unserer Erlösung froh und gewiß sein. Wenn wir uns dagegen sagen müßten, wie die neueren Theologen uns einreden, daß ein beträchtliches Stück des göttlichen Wesens, daß die göttliche Macht und Majestät nicht mit in der Wagschale lag, wie wollten wir dann dem Zweifel wehren und steuern, dem Zweifel an der Gültigkeit des Lösegeldes, an der Gültigkeit der Erlösung? Nein, wir wagen unser Heil, unsere Seligkeit nicht auf diesen schlüpfrigen Boden. Wir halten fest an dem Grundpfeiler der Wahrheit: „Gott ist offenbaret im Fleisch“, an dem Glauben und Bekenntniß der Kirche: „O Herr, du Schöpfer aller Ding, wie bist du worden so gering!“ „Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Kyrieleis!“ G. St.

## Zur Geschichte der „vier Punkte“.

### VIII.

In den Jahren 1871 und 1872 kam es zur Gründung der „Synodalkonferenz“, einer Verbindung, die wohl nie entstanden wäre, wenn das General Council Ernst gemacht hätte mit seinem Bekenntniß, und in der Denkschrift, welche die Vertreter von sechs Synoden zur Begründung ihres Zusammentritts veröffentlichten, war auch über die Stellung des Council zu den „vier Punkten“ ein klares Zeugniß abgelegt, ein Zeugniß, das um so mehr der Beherzigung werth war, als es zum Theil von solchen kam, welche durch das Verhalten der Majorität im Council hinsichtlich dieser Punkte sich gewissenshalber genöthigt gesehen hatten, ihre Verbindung mit demselben zu lösen.

Näher freilich als jene früheren und nun ausgeschiedenen Glieder des Council standen demselben Leute, die sich nie diesem Körper gliedlich angeschlossen, aber seit seiner Gründung eine gewisse Verbindung mit ihm unterhalten hatten. Das waren die Jowaer. Die Jowaer hatten, wie wir wissen, zu denen gehört, welche bei der Gründung des Council den Ball in's Rollen brachten, der nun die Jahre her vor- und rückwärts gewälzt wurde und nicht von der Stelle wollte. Sie hatten sich zwar immer wieder herbeigelassen oder waren herbeigelassen worden zur Beschickung der Council-Versammlungen mit Delegaten aus ihrer Mitte, nahmen aber hinsichtlich ihres förmlichen Anschlusses eine „zuwartende Stellung“ ein, in der sie auch bis auf den heutigen Tag verharret sind, obschon es sowohl im Council als auch in der Jowa-Synode Leute gibt, die an solcher Anhängelschaft ihr bisher allerdings unmaßgebliches Mißfallen tragen.

Auch die Erklärungen von Lancaster hatten, wie sie durch den Druck im officiellen Bericht des Council veröffentlicht worden waren, in der Jowa-Synode keineswegs allgemeine Befriedigung gewährt. Zwar hatte man zur Beruhigung der Gemüther auf die schönen mündlichen Ausführungen hingewiesen, durch welche Dr. Krauth die schriftlich abgefaßten Sätze erklärt und ergänzt habe, und in welchen der Grundsatz, daß nur Lutheraner auf lutherische Kanzeln und zum lutherischen Abendmahl zugelassen werden dürften, unumwunden ausgesprochen worden sei. Dem wurde aber mit Recht entgegengehalten, daß, was man mündlich sagen kann, sich doch auch schreiben und drucken läßt, und daß, wenn es darauf ankommt, was als Definition der Stellung des Council zu gelten habe, nur die gedruckten Erklärungen, nicht auch oder gar im Unterschied von denselben mündliche Auslassungen eines oder mehrerer seiner Glieder entscheidend sein müssen, eine Auffassung, die bis in die neueste Zeit im Council laut geworden ist. So wurde denn, als die Jowa-Synode wieder ihren Delegaten an das Council nach Akron, O., wo die Versammlung



des Jahres 1872 stattfinden sollte, abordnete, demselben eine Instruction mit auf den Weg gegeben, gemäß welcher er folgende Eingabe vor die Versammlung brachte:

„Wir können uns mit den Erklärungen der Allgemeinen Kirchenversammlung bezüglich der Abendmahls und Kirchengemeinschaftsfrage, wie dieselben bei der Versammlung in Lancaster, D., abgegeben wurden, noch nicht zufrieden geben, und zwar um deswillen nicht, weil hier nicht eine pastoral theologische Anweisung, wie in einzelnen schwierigen Fällen zu handeln ist, sondern die Aufstellung des Bekenntnißgrundsatzes erwartet wird.“

„Wohl haben wir mit Freuden vernommen, daß in den auf geschehenen Antrag hin abgegebenen mündlichen Erklärungen des hochwürdigen Präsidenten der Allgemeinen Kirchenversammlung dieser Bekenntnißgrundsatz klar und unumwunden ausgesprochen wurde. Aber da diese Erklärung nur mündlich abgegeben wurde und nicht in die officiellen Erklärungen der Allgemeinen Kirchenversammlung übergegangen ist, so fehlt uns dennoch die sichere Garantie dafür, daß derselbe auch wirklich als die Erklärung der Allgemeinen Kirchenversammlung betrachtet sein will, und es wird deshalb unser Delegat an die Allgemeine Kirchenversammlung instruiert, dahin zu wirken, daß der bis jetzt nur mündlich ausgesprochene Bekenntnißgrundsatz auch in der officiellen schriftlichen Erklärung des General Council seinen Ausdruck finde.“

Dafür, daß diesem Verlangen willfahrt werden und Dr. Krauth, was er vor zwei Jahren ausgesprochen, genau wiederholen und zu Protokoll geben könnte, war gesorgt. Nicht nur war Dr. Krauth anwesend, sondern es war auch sein Notizbuch da, aus welchem er folgende Sätze vortrug:

„1. Als Regel gilt bei uns: Lutherische Kanzeln nur für lutherische Pastoren; lutherische Altäre nur für lutherische Communicanten.

„2. Ausnahmen von dieser Regel sind als besondere Vergünstigung, nicht als berechnigte Ansprüche zu betrachten.

„3. Wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, wo im einzelnen Fall eine Ausnahme stattfinden kann, da haben die Pastoren in Uebereinstimmung mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen gewissenhaft darüber zu entscheiden.“

Was war nun das wieder für eine Leistung! Erst eine Regel, die doch wohl sagen sollte, was als nach Gottes Wort gelten solle; dann im nächsten Augenblick eine Erklärung, die besagte, daß man nach dieser Regel nicht immer handeln müsse, sondern auch, und zwar gerade in Fällen, in denen keine berechtigten Ansprüche auf ein Abgehen von der Regel erhoben werden könnten, eine Abweichung als besondere Vergünstigung eintreten lassen könne; und schließlich noch die Weisung, daß die Pastoren in Uebereinstimmung mit diesen Sätzen, daß es eine Regel gebe, von der aus Vergünst, nicht auf berechnigte Forderung hin, Ausnahmen gestattet werden möchten, zu bestimmen hätten, wann solche Vergünstigung eintreten solle!

Aber was geschah? Auf Antrag von Dr. B. M. Schmucker wurde einstimmig beschlossen, daß diese Erklärung als Antwort der Allgemeinen Kirchenversammlung auf die Eingabe der Iowa-Synode erlassen werde. Und über diesen Bescheid machte dann P. Brobst folgende naive Bemerkung: „Die Leser der Zeitschrift im Osten und Westen werden sich gewiß über diese Erledigung des durch so manches Mißverständniß hindurchgegangenen Streitpunkts herzlich freuen. Schade nur, daß diese einfachen kurzen Sätze nicht in Lancaster an die Stelle des langen etwas schwerfälligen Committeeberichts gesetzt wurden! Schade auch, daß die lieben Brüder von Minnesota und Illinois, wenn sie damals über den Sinn des General-Concil noch unklar waren, nicht noch ein wenig sich gedulden konnten, bis sie gesehen hätten, was unsre eigentliche Stimmung und Meinung in dieser Sache ist und — bei den Meisten damals schon war!“

Einige Jahre später schrieb aber derselbe Pastor Brobst: „Zu Akron suchte man die Lancaster-Erklärung deutlicher und strenger zu machen, allein da kamen die Ausnahmen gleich zur Regel, und das stärkte das Zutrauen nicht; denn obgleich jede Regel ihre Ausnahmen hat, gehören diese doch nicht zur Regel, — dürfen derselben durchaus in keiner Weise gleich gestellt werden — und Regeln, die sich auf das Wort Gottes und die Bekenntnisschriften der Kirche gründen oder daraus hergeleitet sind, darf man nicht wie menschliche Ordnungen behandeln und sie der Veränderung aussetzen.“

So mußte denn auch richtig Professor Fritschel im Jahre 1873 dem in Erie, Pa., versammelten Council erklären, daß seine Synode mit dem Bescheid von Akron nicht zufrieden sei. Auch nach der Versammlung von 1874 schrieb man im Council: „die vier Punkte sind keineswegs erledigt. Wohl sind Beschlüsse gefaßt und Erklärungen abgegeben worden, aber ohne weitere Folgen. Glaubt man die Sache damit abgethan zu haben?“

## IX.

Nein, die Sache war damit nicht abgethan. So nahm die schwedische Augustana-Synode auf ihrer Versammlung zu Vasa, Goodhue Co., Minn., eine Reihe Thesen an, von denen die letzten drei lauteten:

„4. Das heilige Abendmahl ist als Communion ein Mittel der innigsten Vereinigung nicht bloß mit dem HErrn Jesu, sondern auch mit den Abendmahlsgegnossen unter einander. 5. Abendmahlsgemeinschaft mit solchen pflegen, welche namentlich betreffs des heiligen Abendmahls eine Lehre haben und sich zu derselben bekennen, die sich von der in unsern Bekenntnissen enthaltenen unterscheidet, heißt unsern Glauben und Bekenntniß mehr oder weniger verleugnen und das Sacrament selbst gering schätzen. 6. Es sollten deshalb nur solche zum Tisch des HErrn in unserer Kirche zugelassen werden, welche zu unserer Kirche gehören oder mit uns denselben Glauben bekennen.“

Auch im New Yorker Ministerium war über die vier Punkte weiter verhandelt worden, und als im Herbst 1875 das Council zu Galesburg, Ill., tagte, brachte Dr. Ruperti, der damals Pastor der St. Matthäusgemeinde in New York war, eine Vorlage ein, die den Gegenstand, welchen man in Akron so unbefriedigend behandelt hatte, auf's neue zur Verhandlung brachte. Am Montag, dem 11. October, wurde dann diese Vorlage mit einer Verbesserung von Pastor Wenzel angenommen und beschlossen:

„Daß das General-Concil seine herzliche Freude bekundet, sowohl einerseits über den Fortschritt einer echt lutherischen Praxis in den verschiedenen Synoden seit seiner Beschlußfassung über Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit solchen, welche nicht zu unserer Kirche gehören, als auch andererseits über das klare Zeugniß, welches die Augustana-Synode auf ihrer Convention v. J. 1875 officiell in Bezug auf diese Sache ausgesprochen hat; dennoch richtet es hiermit auf's neue die Aufmerksamkeit der Pastoren und Gemeinden auf die in jenem Zeugniß enthaltenen Grundsätze in der ernstlichen Hoffnung, daß unsere Praxis mit unserem vereinten und wohlertwogenen Zeugniß über diesen Gegenstand in Einklang gebracht werden möge, nämlich: die Regel, welche mit dem Worte Gottes und mit den Bekenntnißschriften unserer Kirche übereinstimmt, ist, „lutherische Kanzeln für lutherische Prediger allein; lutherische Altäre für lutherische Communicanten allein“.“

Das war die „Galesburger Regel“. Als dieselbe endlich angenommen war und als sie über die Grenzen Galesburgs hinaus bekannt wurde, äußerten viele ihre laute Freude darüber und schrieten viele laut Ach und Weh darüber, und zwar zumeist beide auf der verkehrten Seite, bis man die Rollen wechselte und das Wohlgefallen der Einen in Mißmuth und der Grimm der Andern in Zufriedenheit umschlug, weil man auf beiden Seiten einsah, daß alles beim Alten geblieben sei, das oft und immer wieder getriebene Spiel sich nochmals wiederholt habe.

Zwar waren mehrere der Hauptwidersacher einer bekenntnistreuen Praxis hinsichtlich der „vier Punkte“ in Galesburg nicht dabei gewesen. Bald aber meldeten sie sich mit Macht; auch in Gemeinden gab es Sturm; denn es war allerdings nicht aus der Luft gegriffen gewesen, wenn man früher behauptet hatte, viele Gemeinden würden sich eine strenge Durchführung der „vier Punkte“ nicht gefallen lassen. Hei, wie das rumorte! Es ließ sich an, als sei man mit der Galesburger Erklärung, durch welche, wie gesagt wurde, nur die unruhigen Geister hätten beschwichtigt werden sollen, aus der Bratpfanne in die Kohlen gesprungen. Man redete von einer Krisis im Council, einer unvermeidlichen Spaltung nicht nur im Council, sondern auch innerhalb der einzelnen Synoden. Denen, welche in der Galesburger Erklärung einen erfreulichen Fortschritt begrüßten, warf man „Missourischen Geist“ und „Exclusivismus“ vor und wies ihnen die Bahn an, die Wisconsin, Illinois und Minnesota gezogen seien. Man



bellagte es laut als einen großen Fehler, daß man sich seiner Zeit in Pittsburg und seither überhaupt auf Erklärungen betreffs der „vier Punkte“ eingelassen habe. Man besann sich als auf einen Nothanker auf die Gemeindefrechte, bezeichnete es als die großartigste Anmaßung, die sich je auf amerikanischem Boden breit gemacht habe, daß einige vierzig oder fünfzig Männer für die Gewissen von 500,000 Communicanten Gesetze zu geben sich unterwinden wollten, sich anmaßten, neue Dogmen zu schaffen und der Kirche aufzuhelfen, eine Anmaßung, gegen welche die Kirche ihren unabänderlichen Protest einlegen müsse. Man wies sogar auf das apostolische Symbolum hin, in welchem nicht stehe: „Die Gemeinschaft der Lutheraner“, sondern „der Heiligen“, und auf die Verfehrtheit, die darin liege, daß man eine chinesische Mauer um die lutherische Kirche ziehen wolle. Allerdings wurden auch auf der andern Seite Stimmen laut, die zum Theil ziemlich derb die Wahrheit sagten. Ganz herrlich zeugte besonders und vornehmlich Dr. Krauth für die Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses von der Heiligkeit der göttlichen Wahrheit, die „um jeden Preis gesichert, festgehalten und vertheidigt werden“ müsse, daß es den Gewissen der Irrgläubigen und dem eigenen Gewissen gefährliche Reize legen heiße, wenn man Leuten, die sich amtlich auf etwas verpflichtet hätten, das mit der Wahrheit im Widerspruch stehe, lutherische Kanzeln einräume; daß wir kein Recht hätten, die Kanzel, den Thron der Wahrheit Gottes auf Erden, zu einer Rednerbühne zu machen oder den Altar zu einem Gesellschaftszimmer herabzuwürdigen. —

Aber merkwürdig! Gerade Dr. Krauth mußte es sein, auf dessen Wort, ja, auf dessen amtlichen Erklärungen die Gegner gesunder Praxis Fuß faßten. Man berief sich nämlich darauf, daß Dr. Krauth als Präses des Council in Galesburg vor und nach der Abstimmung über die Vorlage erklärt habe, daß durch Annahme derselben die „Ausnahmen“ in durchaus keiner Beziehung zur Seite geschoben würden; die einzige Veränderung, welche durch den Beschluß gemacht werde, sei die, daß hier erklärt werde, woher wir diese Regel nehmen, nämlich aus dem Worte Gottes und dem Bekenntniß unserer Kirche; der Beschluß spreche das explicite aus, was vorher implicite darunter verstanden gewesen sei. Und diese Erklärung sei noch dadurch um so schwerwiegender geworden, daß der Präses bemerkt habe, wenn irgend ein Zweifel über die Richtigkeit seiner Erklärung obwalte, davon an das Haus appellirt werden könne, aber niemand von der Erklärung des Vorsitzers appellirt habe. Dazu kam, daß Dr. Krauth auch nach der Galesburger Versammlung im „Lutheran“ schrieb: „Niemand im Council zu Galesburg nahm die Stellung ein, daß es keine Ausnahme von der Regel gebe. . . . Niemand unter denen, die anwesend waren, wird leugnen, daß wenn die Worte: ‚und von dieser Regel soll keine Ausnahme gemacht werden‘, hinzugefügt worden wären, der Körper solch eine Aufstellung verworfen haben würde. Was in Galesburg ge-

schehen ist, läßt intact, was in Akron geschehen ist. Es läßt das Princip der Ausnahmen intact. Es läßt intact das Princip des gewissenhaften Urtheils der Pastoren und Gemeinden in den speciellen Ausnahmefällen.“ Neben solchen Auslassungen war natürlich das schönste Zeugniß für die andere Seite aus dem Munde oder der Feder des Doctors ein Schlag in's Wasser. So viel stand jedoch fest, daß bei den verschiedenen Auffassungen und Auslegungen der Galesburger Regel dem Council noch einmal die Zunge gelöst werden mußte, und emsig sang man ihm auf beiden Seiten vor, was es dann sollte hören lassen; eifrig rüstete man sich in beiden Lagern auf die Entscheidungsschlacht, welche in Bethlehem geschlagen werden sollte.

Im Mai 1876 tagte die Pennsylvania-Synode zu Reading, Pa. Hier wurde zunächst über Thesen verhandelt, die vor Jahren von Dr. Krauth verfaßt waren und jetzt von Pastor Brobst vorgelegt und von ihm und anderen, auch von Dr. Krauth selber vertreten wurden, Thesen vom heiligen Abendmahl und den Eigenschaften derer, welche zum Genuß desselben zuzulassen oder nicht zuzulassen seien. Hier redete Dr. Krauth wieder köstliche Worte. „Wer erzittert nicht“, sprach er u. A., „wenn er das neue Leben sieht, das durch das Zeugniß für die Wahrheit in diesem Lande erwacht ist. Brüder, dies Bekenntniß kann uns entbehren; Gott wird andere erwecken, es zu vertheidigen, wenn wir es verlassen; aber wir können es nicht entbehren. Das Verlassen desselben schließt Zerstörung in sich.“ Das war am ersten Sitzungstage. Schon aber stand für den zweiten Tag der Hauptkampf in Aussicht, nachdem auf Vorschlag von Dr. Krauth beschlossen war, für den nächsten Vormittag 10 Uhr den Bericht der Delegaten zur vorigen Versammlung des General Council auf die Tagesordnung zu setzen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Versammlung, als nun der Bericht der Delegation am Dienstag-Vormittag verlesen wurde. Die beiden ersten Paragraphen waren noch von geringer Bedeutung; der dritte aber war überschrieben: „Kanzel- und Altargemeinschaft“ und lautete:

„Ueber den Beschluß der Allgemeinen Kirchenversammlung hinsichtlich dieses Punktes ist vielfach eine große Unklarheit und irrthümliche Auffassung zu Tage getreten. Ihre Delegaten möchten hiermit eine correcte Darstellung jener Beschlußnahme geben, damit dieses Ministerium und die dazu gehörigen Gemeinden genau wissen, wie es sich damit verhält.

„Es wurde der Vorschlag gemacht, die Regel, welche in Lancaster 1870 aufgestellt und in Akron Anno 1872 schriftlich fixirt und zum förmlichen Beschluß erhoben ward, dahin zu verbessern, daß sie lauten sollte: ‚(die Regel,) wie sie mit dem Worte Gottes und dem Bekenntniß unserer Kirche stimmt‘, ist u. s. w. Dabei wurde ausdrücklich die Frage erhoben, ob die Annahme dieses Amendments die anderen Theile der Beschlußnahme von Akron annullire, worauf der Präsident die Erklärung

gab, daß dies nicht der Fall sei, sondern daß der zweite und der dritte Punkt der Erklärung von Akron noch intact stehen und nach wie vor die Erklärung der Allgemeinen Kirchenversammlung bleibe. Dieser Vorschlag zur Verbesserung der in Akron abgegebenen Erklärung wurde nach längerer Besprechung mit einem Beschluß verbunden, der die Verhandlungen der Augustana-Synode über diesen Punkt zum Gegenstand hatte, und der Beschluß der Allgemeinen Kirchenversammlung, wie er am Ende angenommen wurde, legte unseren Pastoren auf's neue das Princip an's Herz, das die Erklärung zu Akron in sich schließt, ohne jedoch irgend einen Theil jener Erklärung aufzuheben. — Und nachdem der Beschluß passirt war, gab der Präsident die officiële Erklärung ab, „daß die einzige Veränderung, die dadurch gemacht werde, die sei, daß hier erklärt werde, woher wir diese Regel nehmen, nämlich aus dem Worte Gottes und dem Bekenntniß unserer Kirche. Sie spreche das bestimmt aus (explicite), was schon vorher (implicite) darunter verstanden gewesen“. Der Präsident sagte ferner, daß wenn irgend ein Zweifel über die Richtigkeit dieser Erklärung obwalte, eine Appellation freistehe. Niemand aber appellirte gegen die Erklärung des Präsidenten. — Indem nun Ihre Delegaten für diesen Beschluß stimmten, geschah es mit dem klaren Verständniß des Thatbestandes, wie er hier angegeben worden ist.

„Außer diesem kurzen Bericht über den Thatbestand möchten wir aber auch noch unsere persönliche Ueberzeugung aussprechen, daß man offenbar nicht beabsichtigte, mit diesem Beschluß auf die Praxis unserer Gemeinden einen gewaltsamen Zwang auszuüben, sondern das wahre Princip in dieser ganzen Angelegenheit auszusprechen. Nicht befehlen, sondern erziehen will der gefaßte Beschluß. Wir durften kaum erwarten, daß man überall alsbald bereit sein würde, die Rechtmäßigkeit dieser Regel anzuerkennen; auch dachte niemand daran, einen äußerlichen gesetzlichen Gehorsam gegen dieselbe zu erzwingen, sondern die Allgemeine Kirchenversammlung wollte das aussprechen, was nach ihrer Ueberzeugung die Wahrheit und das Recht in dieser Sache ist, in der zuversichtlichen Erwartung, daß früher oder später die Gemeinden zu dessen Annahme heranreifen würden.“

Dieser Bericht, bei dessen Verabfassung Dr. B. M. Schmucker die Feder geführt hatte, und der auch von Dr. Krauth unterzeichnet war, wurde einstimmig angenommen, ja, derselbe wurde auch später den Gemeinden, welche ein Gesuch eingereicht hatten, daß man ihnen nicht eine Regel auferlegen möge, welche alle Discretion in der Zulassung solcher Prediger und Gemeindeglieder, welche nicht formell mit der lutherischen Kirche verbunden seien, zu ihren Kanzeln und Altären verbiete, als Antwort der Synode votirt mit dem Vermerk, daß dieselbe ihnen wohl dieselbe Befriedigung gewähren werde, die sie allen denen, welche bei dieser Synodalversammlung zugegen gewesen seien, gewährt habe!



Und damit doch die Praxis mit der hier aufgestellten Theorie gleichförmig sei, hörte man nicht nur den Bericht des Delegaten der Synode zur Versammlung der Reformirten Synode vom Jahre 1875, wie er die „brüderlichen Grüße“ dieses Ministeriums überbracht habe, mit Zustimmung an, sondern ernannte auch Dr. B. M. Schmucker zum Delegaten an die nächste Synodalversammlung der Reformirten, und erwiderte der Präsident „in passenden Ausdrücken“ auf eine Ansprache eines Abgeordneten der Reformirten Synode an die gegenwärtige Versammlung.

Wie in der Pennsylvania-Synode, so hatte auch in der Pittsburg-Synode und in der Districtsynode von Ohio die Galesburger Erklärung Gemüther beunruhigt und die Köpfe beschäftigt, und auch von diesen Synoden war die Galesburger Regel ausdrücklich nur in dem Sinne anerkannt worden, in welchem sie nach der amtlichen Erklärung Dr. Krauths zu verstehen sei, daß nämlich durch dieselbe „keine Veränderung in Bezug auf Ausnahmen geschaffen sei“ und „die einzige Veränderung, die in der Akron-Erklärung gemacht wurde, einfach die Einschaltung der Worte war: „welche mit dem Worte Gottes und mit den Bekenntnißschriften unserer Kirche übereinstimmt.“ Auch die Holston-Synode nahm die Galesburger Regel nur an „erklärt im Geist und Sinn der Beschlüsse von Akron“.

Die Delegaten der Synode von Indiana hatten in Galesburg gegen den Beschluß der Majorität gestimmt „unter der Ueberzeugung, daß eine Zustimmung der Erklärung gleich käme, irgend eine Ausnahme von der Regel sei eine Abweichung vom Worte Gottes und den Bekenntnissen der Kirche“. Sie hatten es „auffallend“ gefunden, daß in der Galesburger Erklärung der „Ausnahmen“ und der „Beurtheilung der Ausnahmen“ in der Regel von Akron nicht gedacht sei, und auch die Erklärung des Präsidenten Dr. Krauth hatte ihnen nicht genügt, da derselbe „zu gleicher Zeit den Ausnahmen eine Bedeutung gegeben habe, die sie mit den oben bezeichneten und durch Beschluß angenommenen Thesen der Augustana-Synode übereinstimmen ließ“. Und die Indiana-Synode lehnte dann die Galesburger Regel einstimmig ab, indem sie beschloß, „daß die Synode die Haltung ihrer Delegaten beim General-Concil in Bezug auf Altar- und Kanzelgemeinschaft gutheiße und als Vertretung der Ansichten dieses Körpers anerkenne“.

Anders als die bisher aufgeführten Synoden verhielten sich die Michigan-Synode und das New Yorker Ministerium. Die Michigan-Synode hieß die in Galesburg gemachten Zusätze zum ersten Theil der Beschlüsse von Akron gut, wünschte jedoch „die Auslassung des zweiten und dritten Theils, welche sich auf die Ausnahmen beziehen“. Die New Yorker waren im Jahre 1876 in Lyons versammelt, und eine Committee brachte den Antrag ein, „daß die Synode diese (Galesburger) Regel als richtig anerkenne und ihre Zustimmung zu derselben erkläre“. Dem begegnete

man von andrer Seite mit einem Amendment: „daß wir dem vom General-Concil auf seiner letzten Convention in Galesburg gefaßten Beschluß in dem Sinne unsere Zustimmung geben, wie derselbe von dem Präsidenten der Convention daselbst erklärt worden ist und von der Versammlung selbst angenommen wurde“. Für diesen Vorschlag trat der Präses, Dr. Krotel, mit aller Macht ein. Wieder wurde Dr. Krauth in's Feld geführt. Auch der Bericht der Pennsylvanier Delegaten wurde verlesen. Aber andere Leute konnten auch lesen, und Dr. Krauth wurde in Aeußerungen, die er brieflich und im Druck gethan hatte, gegen sich selbst zum Zeugen aufgerufen. Als dennoch der Krotel'sche Vorschlag mit 31 gegen 29 Stimmen angenommen wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung; man sprach sogar von Austritt aus der Synode. Das war am Samstag. Als aber am Montag die Verhandlung fortgesetzt und der Beschluß in Wiedererwägung gezogen wurde, gewann die andere Seite die Oberhand und wurde das Amendment mit 46 gegen 23 Stimmen abgelehnt, und obschon auf dies Ergebniß hin Dr. Krotel sofort sein Amt niederlegte und trotz der einstimmigen Bitte der Versammlung um Zurückziehung seiner Resignation auf derselben bestand, wurde doch am Nachmittag desselben Tages der ursprüngliche Vorschlag und damit die Galesburger Regel ohne Erklärung angenommen mit dem Zusatz, daß die Pastoren mit aller Weisheit und Treue dahin arbeiten sollten, daß diese Regel in der Praxis immer mehr zur Geltung komme. Nur zwei Stimmen fielen dagegen.

## X.

Was so von den einzelnen Synoden in Absicht auf die Galesburger Regel gehandelt war, kam nun in einem Bericht über die „Verhandlungen der Districtsynoden“ vor das zu Bethlehem versammelte General Council. Immer noch gab es Leute, die sich zu Hoffnungen für die bisher immer wieder zu Boden gelegte Partei aufzuschwingen vermochten; auch in Deutschland wurden dahingehende Erwartungen laut. „Man erwartete“, schrieb Pastor Brobst nachher, „jetzt in Bethlehem nicht Worte, sondern eine That, die einen zum Fortschritt, die andern zum Rückschritt. Was ist nun geschehen?“ Hören wir, was geschah.

Am Montag kam die Galesburger Regel und was sich darauf bezog zur Verhandlung. Dr. Schmucker, der Verfasser der Erklärung seiner Synode zu Reading, war auch Vormann der Committee, deren Bericht zu den mit Spannung erwarteten Verhandlungen Anlaß geben mußte, und hatte diesen Bericht mit aller Kunst und Sorgfalt verabsaßt. Da waren die Beschlüsse der einzelnen Synoden, soweit sie der Committee zugänglich geworden waren, aufgeführt und folgender Abschluß beigefügt:

„Aus den obigen Verhandlungen ergibt sich, daß eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die Beschlüsse des General-Concils von Galesburg

in ihrem Verhältniß zu den früheren von Akron stattfindet. Durch das übereinstimmende Zeugniß eines großen Theils der Delegaten und durch den Präsidenten des General-Concils wird nun festgestellt, daß die wahre Meinung und Absicht des Beschlusses von Galesburg dahin ging, der Erklärung von Akron die Angabe hinzuzufügen, aus welcher Quelle die Regel geschöpft sei, und daß in jeder andern Beziehung jene Erklärung in allen ihren Theilen unverändert geblieben ist.“

Dieser Satz war ein diplomatisches Meisterstück. Er ließ sich auffassen als eine einfache Zusammenfassung und historische Constatirung des Verständnisses der Galesburger Beschlüsse, dem ein großer Theil der Delegaten und der Präsident des Council Ausdruck verliehen habe. Er ließ sich aber insofern, als von diesen Aussprachen hier von der Versammlung, falls sie den Satz annahm, Act genommen und denselben nicht widersprochen, sie nicht zurückgewiesen wurden, auch hinstellen als eine Anerkennung jener Auffassung der Galesburger Beschlüsse von Seiten des Council, wie das auch bis in die neueste Zeit geschehen ist. Denn noch an jenem Montag wurde dieser Satz des Committeeberichtes angenommen.

Damit war allerdings die Sache wieder nicht abgethan. Einem allgemeiner gehaltenen Antrag des Dr. Späth gegenüber brachte am Dienstag die New Yorker Delegation folgendes Substitut ein:

„Da es offenbar ist, daß eine nicht geringe Meinungsverschiedenheit darüber obwaltet, welche Stellung das General-Concil durch seine im letzten Jahre in Galesburg abgegebene Erklärung in Bezug auf Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft zu früheren darauf bezüglichen Erklärungen, sonderlich der von Akron, Ohio, eingenommen hat, so sei hiermit beschlossen und ausdrücklich erklärt, daß von der Regel: ‚Lutherische Kanzeln für lutherische Prediger allein; lutherische Altäre für lutherische Communicanten allein‘, Ausnahmen weder beansprucht, noch als eine besondere Vergünstigung angesehen werden können, und daß die Districtssynoden ernstlich ersucht werden, darauf zu sehen, daß diese Regel zur Geltung und mehr und mehr in den Gemeinden zur Ausführung komme.“

Da war endlich einmal der rechte Klang, und es hörte sich besonders nach den Vorgängen des gestrigen Tages in dieser Versammlung wahrlich wie eine hochher schmetternde Kriegsfanfare an, als dieser Antrag zu Gehör kam. Wer aber meinen mochte, nun werde ein frischer, fröhlicher Krieg anheben, der mußte bald einsehen, daß man auf der andern Seite einer andern Taktik den Vorzug gab, daß man zwar nicht gar abrüsten, hingegen aber den Kampf in's Endlose verschleppen und die Gegner in langen Winterfeldzügen Kräfte und Geduld verzehren lassen wollte. Der Antrag der New Yorker Delegation wurde um eines „Formfehlers“ willen abgetödtet. Zwei andere Anträge wurden auf den Tisch gelegt; dann wurde auf Vor-



schlag von Dr. Späth selber dessen Antrag durch eine gleiche Verfügung unter Gelächter den anderen Leichnamen zugesellt, und endlich wurde Dr. Krauth ersucht, eine Reihe Thesen über die Galesburger Beschlüsse, Kanzel- und Altargemeinschaft betreffend, auszuarbeiten und nicht erst über zwei Jahre, wie man anfänglich wollte, sondern, da die New Yorker drängten, bei der nächsten Versammlung dem Council vorzulegen.

Die New Yorker steckten die ihnen widerfahrene Abweisung freilich nicht ohne weiteres ein. Im Juni 1877 sprachen sie zu Buffalo ihr herzliches Bedauern über die in Bethlehem eingenommene Stellung des Council aus, appellirten von der praktischen Auslegung der Galesburger Regel in anderen Synoden und wiesen ihre Delegaten an, falls das Council das Verfahren solcher Synoden gutheiße, sich von der Theilnahme an ferneren Verhandlungen zurückzuziehen. Leider ist diese so löbliche Instruction bis zur Stunde trotz über Genüge vorhandener Ursache nicht zur Ausführung gekommen.

Als die „Reihe Thesen“ aus Dr. Krauths Feder erschien, waren ihrer 105 an der Zahl! Hinsichtlich ihrer Besprechung hatte man schon geäußert: „Es wird vorausgesetzt, daß die Discussion ausführlich, bedachtsam und erschöpfend sein und nicht der geringste Versuch gemacht werden wird, die Sache zu beeilen.“ Und wenn man in dem Tempo weiter machte, in dem man 1877 in der Kirche des Dr. Seiß zu Philadelphia anfang, nämlich jährlich zwei Thesen abhandelte, so langte der Vorrath auf ein halbes Jahrhundert und blieben noch einige übrig. Und wenn man es trieb wie mit den ersten Thesen, daß man nämlich darüber hin und her redete, dabei aber nicht, wenn die Schrift- und Bekenntnißgemäßheit einer These dargethan war, sie durch gemeinsame Erklärung anerkannte und, falls sich noch Dissens zeigte, mit der Belehrung fortfuhr und auch Lehrzucht übte, so konnte, wer überhaupt so lange lebte, es erleben, daß nach fünfzig Jahren das Babel noch ebenso babylonisch war, wie da man anfang über die Thesen zu reden, wenn nicht vorher einer oder der andern Partei die Geduld ausging und sie das Feld räumte und sich wo anders niederließ. Das Herz thut einem weh, wenn man sich den reichbegabten, für die lutherische Lehre begeisterten Dr. Krauth vorstellt, wie er mit hinreißender Beredsamkeit und fein geschliffener Dialectik und rührender Selbstdemüthigung durch die offensten Bekenntnisse über seine eigenen früheren Verfehrtheiten, stundenlang seine Zuhörer fesselnd, seine Thesen vertrat, bis dann, als ob er Alles den Schornstein hinauf geredet hätte, seine eigenen Synodalbrüder ganz unbefangen ihre platteste Unionisterei auskramten und kalt Wasser auf die Funken gossen, die er etwa angefaßt hatte, oder Dr. Schmucker zum Schluß der Verhandlungen sein *ceterum censeo* hören ließ in dem Antrag: „Indem die Discussion für dies Jahr beschlossen wird, erklärt das Council, daß die Galesburger Erklärung, wie sie in Bethlehem bestimmt wurde in dem Bericht der Verhandlungen vom letzten Jahr, unverändert bleibe als der Be-

schluß des Councils für den Fall“, einem Antrag, den er nur, als er auf Widerspruch stieß, schließlich zurückzog. Was half da alles Reden? Und was halfen die Thesen, von denen man sich schlangweg los sagte, wenn einem daraus Vorhalt gethan wurde, wie noch in diesem Jahre Prof. Fritschel hören mußte: „Warum versucht er die Meinung des Council über das ‚Ausnahmeprincip‘ durch Anführungen aus Dr. Krauths Thesen festzustellen? Jene Thesen sind nie von dem Council als officieller Ausdruck seiner Stellung zu dieser Sache angenommen worden?“ Als im Jahre 1879 die Thesen noch einmal zur Sprache kamen, wurde ja ausdrücklich erklärt, daß man eine Abstimmung über ihre Annahme erst dann vornehmen wolle, wenn die letzte These besprochen sei. Und das hat der liebe Dr. Krauth nicht erlebt und wird wohl überhaupt niemand erleben.

Wie aber die Lehre hinsichtlich der „vier Punkte“ im Council noch nicht in's Reine gebracht ist, so ist es auch mit der Praxis bis heute nicht wesentlich anders geworden. Als auf der schon erwähnten Versammlung des Jahres 1877 die New Yorker Delegaten im Verein mit dem Vertreter der Michigan-Synode Klage erhoben „gegen mehrere Fälle von Kangelgemeinschaft, welche bei der diesjährigen Versammlung der Classis der reformirten Kirche zu Reading, Pa., zwischen Gliedern des Ehrw. Ministeriums von Pennsylvanien und Gliedern der reformirten Classis stattgefunden haben“, und im Namen ihrer Synoden das Council um eine Erklärung ersuchten, „ob dieser Ehrw. Körper solches Verfahren gutheißt“, wurden sie mit dem Bescheid abgewiesen, daß das Council „kein Urtheil über einen besonderen Fall abgeben könne, es sei denn derselbe bestimmt in der Appellation bezeichnet und falle unzweifelhaft in den Bereich der Constitution des Concils“; und weil nun diese Appellation nicht so bestimmt abgefaßt sei, so könne „das Concil über dieselbe in ihrer gegenwärtigen Gestalt keine Entscheidung treffen“. Aehnlich erging es auch in späteren Fällen der Michigan-Synode.

So ist denn auch in der Michigan-Synode die Ueberzeugung zur Reife gediehen, daß die Zeit des geduldigen Wartens, des Bleibens und Zeugens innerhalb des Council ein Ende haben müsse, und als in diesem Jahre die Delegaten der verschiedenen Synoden zu Minneapolis versammelt waren, vernahmen sie folgende

### „Austrittserklärung.“

„Dem Ehrw. Körper des General-Konzils der ev.-luth. Kirche von Nord-Amerika, z. B. versammelt in Minneapolis, Minn.

„Gelegentlich ihrer letzten Jahresversammlung, abgehalten vom 16. bis 22. August 1888 zu Saline, Washtenaw Co., Mich., hat die ev.-luth. Michigan-Synode folgende, ihr Verhältniß zum General-Konzil betreffende Beschlüsse gefaßt:

„1. Wir bedauern, daß wir im General-Konzil uns nicht mehr heimisch und in Einigkeit des Geistes mit ihm verbunden fühlen können, indem wir ein ernstliches Streben desselben, lutherische Lehre und Praxis in seinen Kreisen zu fördern, nicht zu erkennen vermögen, und unser ernstliches Zeugniß gegen unlutherisches Wesen, besonders Kanzelgemeinschaft mit Nichtlutheranern, nach den Erfahrungen der letzten Jahre erfolglos sehen.

„2. Die Stellungnahme des General-Konzils unsern Protesten gegenüber drängt uns Gewissens halber, den Austritt aus diesem Kirchenkörper erklären zu müssen.

„3. Gebe Gott dem Ehrw. General-Konzil die Gnade, zu erkennen, daß wir als lutherische Synode auf Grund unseres Bekenntnisses nicht anders handeln konnten.

„4. Möchte für das General-Konzil selbst die Zeit bald eintreten, daß es mit der Ausführung der ursprünglichen, rückhaltslos angenommenen Grundsätze in der Praxis Ernst mache.

„Im Namen der Synode die Beamten:

Ehr. L. Eberhardt, d. J. Präses.

Stephan Klingmann, Vice-Präses.

C. Aug. Federer, Secretär.“

Eine Antwort oder gar eine Verantwortung auf diese Erklärung ergehen zu lassen, nahm sich das Council nicht die Mühe, obschon manche Glieder es befürworteten und dadurch eine Erörterung über Kanzel- und Altargemeinschaft hervorriefen, der Dr. Schmucker ein Ende machte, indem er die Versammlung „zur Ordnung“ rief. „Das war gut“, bemerkt dazu der „Lutheran“. „Es wird unserer geringen Meinung nach einen Schwarzen Freitag in der Geschichte der englisch lutherischen Kirche Amerika's geben, wenn sie auf die extreme Planke ihrer Plattform bezüglich der Kanzel- und Altargemeinschaft tritt. Ihre weisesten Köpfe wissen das, und wenn die Bertwegeneren eine solche Stellung einnehmen wollen, so rufen sie: Halt!“

Wenn im nächsten Jahr das Council in Pittsburg, Pa., tagt, soll einem auf Antrag von Dr. Späth gefaßten Beschluß gemäß der erste halbe Tag nach der Organisation einem brüderlichen Meinungsaustausch über „Kanzel- und Altargemeinschaft“ gewidmet sein. Da wird dann Dr. Schmucker weder mitreden, noch Halt! rufen; Gott hat ihn am 15. October durch einen schnellen Tod aus diesem Leben abgefordert. Denen aber, welche leben und im ferneren Verlauf der Geschichte der „vier Punkte“ redend und handelnd auftreten werden, möge Gott durch sein Wort erleuchtete Augen und durch seine Kraft heiligen Muth und rechte Werke verleihen; so, und nur so kann es besser werden. Das wünschen wir von Herzen. Das walte Gott in Gnaden!

A. G.



Einladung zur Subscription auf das liturgische Werk:

## Der Hauptgottesdienst der evang.-luth. Kirche,

zur Erhaltung des liturgischen Erbtheils und zur Beförderung des liturgischen Studiums  
in der amerikanisch-lutherischen Kirche erläutert und mit altkirchlichen Singweisen  
versehen von **Friedrich Kochner**.

---

Gewißlich „ist dieses genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden; und ist nicht noth zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden“; und wer uns daran rütteln wollte, würde sich bei uns keinen Dank verdienen. Wir wissen aber andrerseits auch denen keinen Dank, welche für jedes Hintwirken auf eine sorgfältige und liebevolle Behandlung der gottesdienstlichen Ceremonien, Bräuche, Formen, oder wie man diese Dinge nennen mag, nur ein gleichgültiges Abwinken, ein mitleidiges Lächeln als für Schrullen und Liebhabereien einseitiger Köpfe, oder gar ein energisches Kopfschütteln, als gälte es, gefährliche Bestrebungen abzuweisen, in Bereitschaft haben. Wir wissen, daß das bilderstürmerische Zelotenthum, welches die öffentlichen Gottesdienste der Gemeinde auch ihres erlaubten Schmucks entkleidet und in größtmöglicher Kahtheit sein Strebeziel verfolgt hat, bis es vielfach geradezu die augenfälligste Unordnung zur Ordnung machte, aus einem andern Geist geboren war als dem, der unsern Doctor Luther beseelte. Wir halten als rechte Lutheraner fest, daß, was Gott nicht geboten noch verboten hat, den Christen frei steht, lassen uns aber durch das Bewußtsein unserer Freiheit nicht bestimmen, zu verachten oder über Bord zu werfen, was etwa von Alters her in der Kirche als lieblich und schön geliebt, gelobt und geübt worden ist, auch vor Gottes Wort bestehen kann und uns nicht als mit Zwang und um des Gewissens willen auferlegt werden soll.

Und wenn wir nun gewisse Formen und Bräuche im öffentlichen Gottesdienst haben und beibehalten oder auch in Uebereinstimmung mit unsern Glaubensgenossen einführen, so darf uns auch daran gelegen sein, zu wissen, welches der Sinn und Zweck dieser oder jener Form und Weise sei, wann, wie und wo sie in Aufnahme gekommen sei, ihre edelste, zweckmäßigste, oder auch ihre gegenwärtig bei uns gebräuchliche Gestalt angenommen habe, und was dergleichen Fragen mehr sein mögen, auf welche die Agende keine Antwort gibt. Es wäre auch ganz schädlich, daß unsern Christen, z. B. unsern Confirmanden, gelegentlich einige Anleitung zum Verständniß der gottesdienstlichen Einrichtungen von ihren öffentlichen Lehrern gegeben würde, wie ja solches auch hie und da geschieht, damit sie nicht nur

so der Spur nach mitthun, was sie mit der Gemeinde üben. Es gibt wohl auch der Text einmal Veranlassung, in der Predigt auf dies oder jenes Stück erklärend und begründend einzugehen, und es hat gewiß seinen Werth, wenn die Zuhörer erfahren oder sich deß recht bewußt werden, was es zu bedeuten hat, daß z. B. der Pastor die Collecten einleitet mit den Worten: „Laßt uns beten“ und die Gemeinde ihr Amen singt, was der Sinn und Grund der Spendeformel und gerade unserer Spendeformel beim heiligen Abendmahl sei, was das Credo im Gemeindegottesdienst insonderheit besage, warum der Pastor sich beim Gebet und der Consecration dem Altar zuwende.

Nun sind die Fundorte für derlei Aufschlüsse keineswegs in dem Maße allgemein zugänglich, die liturgischen Werke nicht nur meistens ziemlich kostspielig, sondern auch zum Theil für besondere Kreise jenseits des Meeres berechnet, auf gewisse uns nicht so nahe liegende Zwecke gerichtet, in keinem Falle mit specieller Berücksichtigung unserer Agende, unseres Gesangbuchs und unserer kirchlichen Verhältnisse gearbeitet, auch vielfach recht unzuverlässig in ihren Urtheilen; auch sind die zu tüchtigen Leistungen auf diesem Gebiet erforderlichen Gaben und Kenntnisse nicht eben häufig zu finden.

In unserer Synode hat wohl kein Mann sich in ausgedehnterem Maße mit liturgischen Arbeiten beschäftigt als der ehrwürdige Herr Verfasser des Werkes, dessen Vorhandensein im Manuscript hiermit zur Kenntniß der geehrten Leser dieser Zeitschrift gebracht wird, und der Befähigung unsers Autors zu solcher Arbeit vor eben diesem Leserkreis, der ja zum Theil aus alten Bekannten, zum guten Theil auch aus Schülern Herrn Pastor Lochners besteht, und in diesem Blatt, das wiederholt Arbeiten aus desselben Feder gebracht hat, noch ein Zeugniß ausstellen zu wollen, unterfährt sich der Schreiber dieser Bekanntmachung nicht. Ueber das Werk selber aber ist er in der Lage, zwei Urtheile mittheilen zu können von Männern, welche beide nunmehr mit der Gemeinde der vollendeten Gerechten im oberen Heiligthume den Sabbath der Seligen feiern, und die sich ebenfalls das Zutrauen zu ihrer Competenz zur Beurtheilung eines solchen Werkes noch bei ihren Lebzeiten gesichert haben.

Am 13. August 1885 schrieb nämlich der nun in Christo entschlafene Professor G. Schaller:

„Das mir zugesandte Manuscript Deines liturgisch-musikalischen Werkes ‚Der Hauptgottesdienst‘ habe ich mit ungetheiltem Interesse durchgelesen und kann in dessen Betreff nur sagen, daß ich der Veröffentlichung desselben mit inniger Freude entgegensehe. Denn obgleich die Zeit vielleicht für immer vorüber ist, in welcher man hoffen könnte, den altlutherischen Gottesdienst in seiner ursprünglichen Gestalt und Schönheit wieder in das Leben eingeführt zu sehen, so ist doch schon viel gewonnen, wenn das rechte Verständniß der einzelnen Bestandtheile des lutherischen Hauptgottesdienstes in weiteren Kreisen gewirkt und befördert wird. Und hier-

zu ist Deine treue, mühevolle Arbeit ohne Zweifel in hohem Grade geeignet und wird für unsere theuere Kirche von großem Segen sein.“

Einen Tag später, am 14. August desselben Jahres, schrieb der seitdem ebenfalls selig heimgegangene Professor Dr. Walther:

„Nachdem ich den ersten Theil Deines Werkes ‚Der Hauptgottesdienst‘ Wort für Wort durchgelesen habe, sowie vom zweiten Theil den Abschnitt ‚Predigt und die angeschlossenen Acte‘, während ich das Uebrige nur perlustriren konnte, so kann ich nur so viel sagen: Das Werk hat nur einen Fehler, nämlich, daß es noch nicht gedruckt und in den Händen aller lutherischen Prediger und Schullehrer ist. Es ist der köstliche Schlußstein zum Wiederaufbau der wahren lutherischen Kirche in Amerika. Gott segne Dich dafür. Ich sehe mit Verlangen dem Druck Deines herrlichen, echt lutherischen, instructiven Werkes entgegen.“

Nachdem wir diese beiden Vollendeten haben reden lassen, bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über den Inhalt, die Anlage und Eintheilung des Werkes folgen zu lassen und die Bedingungen anzugeben, von deren Erfüllung zunächst die Herausgabe desselben abhängen wird.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Haupttheile, deren Charakter und Inhalt der Herr Verfasser selber angibt, wie folgt:

Vorwort. Artikel 24 der Augsburgischen Confession. **Erster Theil.** Die Entstehung und Gestalt des lutherischen Hauptgottesdienstes. § 1. Der neutestamentliche Gottesdienst. Sein Wesen und seine Gestalt. § 2. Der Communiongottesdienst der Hauptgottesdienst unter den mancherlei Gottesdiensten. § 3. Die durch Luther in ihrer evangelischen Gestalt wiederhergestellte Messe. § 4. Grundsätze und Verfahren Luthers bei Wiederherstellung der evangelischen Gestalt der Messe oder des Hauptgottesdienstes. § 5. Der Gebrauch der Landessprache und die Einführung des geistlichen Volksliedes in die Liturgie — die „merklichen“ Aenderungen. Bedeutung des Chorgesangs. Gebrauch der Orgel. § 6. Stellung des Wortes und Sacraments im genuin lutherischen Hauptgottesdienst. Gliederung und Gang desselben. Ein Urtheil Luthers. Christlich-freie Abweichung rechtgläubiger Kirchen von der normalen Weise. **Zweiter Theil.** Die einzelnen Bestandtheile des lutherischen Hauptgottesdienstes. Einleitung. Ueber das liturgische Singen. I. Introitus. Entstehung und Bedeutung. Vortrag. Psalmentöne für die Introiten. Introiten von Advent an und deren Singweise. II. Kyrie. Ursprung, Gebrauch und Bedeutung. Formen und Weisen: Antiphonisches Kyrie 1—3. Liedförmiges Kyrie 1—4. III. Gloria. Ursprung und Bedeutung. Behandlung und Ausführung in der lutherischen Kirche. Singweisen: Gloria-Intonationen 1—3. Gloria mit Et in terra und Laudamus, liedweise und antiphonisch. IV. Salutation. Ursprung und Brauch. Bedeutung. Weise. V. Versikel. Name und Ursprung. Verwendung. Weise des Singens und des Vortrags. Beispiele. VI. Col-



Iecte. Alter und Name. Reichthum und Mannigfaltigkeit. Form derselben und Stellung des Liturgen. Gesangsweise. Beispiele. VII. Epistel. Das Perikopensystem. Sprache und Stellung des Liturgen. Vortragsweise. Anweisung zum liturgischen Singen derselben. VIII. Graduale. Name im engeren und weiteren Sinne und Gebrauch. Hauptlied und Chorgesang. Singweisen zum Halleluja. IX. Evangelium. Auszeichnung der Lesung und deren Ursache. Vortragsweise. Beispiele nebst Responsorien. X. Credo. Entstehung. Stellung und deren Bedeutung. Formen. Ausführung. Credo-Intonationen. Melodien, a. der apostolische Glaube, b. das Nicänische Bekenntniß. XI. Predigt und die mit ihr zusammenhängenden und angeschlossenen Acte. 1. Die Predigt. 2. Die mit der Predigt zusammenhängenden und angeschlossenen Acte. a. Das Confiteor oder die allgemeine Beichte. b. Das Kirchengebet mit den Fürbitten 2c. und Vater-Unser. Eingangsformeln und Eingangsgebete zur Predigt. XII. Offertorium. Entstehung, Verfehrung und Restitution. Die Psalmodie. Das Decorum Betreffendes. Melodie zur Psalmodie. XIII. Präfation mit Sanctus. 1. Die Präfation. Ursprung. Aufnahme in die lutherische Kirche. Vortragsweise. 2. Das Sanctus. Entstehung und Bestandtheile. Vortrag. Singweisen zu den Präfationen, zum Sanctus. XIV. Abendmahlsvermahnung. Ihr reformatorischer Ursprung. Ihre Stellung. Formulare. XV. Consecration. Bestandtheile: Einsetzungsworte und Vater-Unser. Stellung des Vater-Unsers und dessen Bedeutung. Liturgische Ausführung. Der Vortrag. Das Decorum Betreffendes. Singweisen. XVI. Agnus Dei und Pax Domini. Ein Ausspruch Luthers. Agnus Dei. Pax Domini. Ein Vorbereitungsgebet. Singweise des Friedensgrußes. XVII. Distribution: Verschiedenheit zwischen römischer und lutherischer Distribution. Herrschende Weise in der lutherischen Kirche. Spendeformel. Ordnung und Weise des Empfangs. Communiongesang. XVIII. Postcommunio. Römische Weise. Die Dankleistungs-Collecte der lutherischen Kirche. Eine Singweise für dieselbe. XIX. Schlußacte. Benedicamus. Segen. Schlußvers. Ordnen der heiligen Gefäße. Singweisen. — Anhang. Die Stätten für die Liturgie. Einleitende Bemerkungen. Die einzelnen Stätten nach Stellung, Form und Ausstattung: I. Der Altar. II. Die Kanzel. III. Der Taufstein. Anmerkung.

Da nun aber die Herausgabe eines solchen Werkes mit ganz bedeutenden Unkosten verknüpft ist, so gedenkt der Concordia-Verlag die Veranstaltung derselben erst dann zu wagen, wenn sich wenigstens so viele Abonnenten gefunden haben, daß ein Absatz von 500 Exemplaren zum Preise von \$2.50 pro Exemplar in gutem Einband gesichert ist. Die Bestellungen erbittet sich der Concordia-Verlag direct.

A. G.

## V e r m i s c h t e s .

---

Wie verfahren die moderne Theologie sei, in welchen Halbheiten und Widersprüchen sie sich bewegt, kann man auch an ihren Erörterungen über die Quelle und Norm des christlichen Glaubens sehen. Folgende klägliche Auslassung finden wir in einem Artikel der „Evangelischen Kirchenzeitung“ (redigirt von Prof. Dr. Zöckler): „Um die absolute Wahrheit zu finden, bedürfen wir einer festeren, sichreren Norm als der bloßen Vernunft. Diese höhere Norm ist und bleibt in letzter Instanz das Gotteswort, insofern darin Gottes Geist Zeugniß gibt unserm Geiste. Aber nun kennt das Gotteswort keine Objectivität gegen den Menschen; vielmehr tritt es an ihn heran mit dem Anspruch: ‚Du mußt sein, wie ich will.‘ Darum ist auch eine völlige Objectivität des Lesers gegen das Gotteswort nicht möglich, so daß er darin forschen könnte als in einer ihn innerlich völlig gleichgültig lassenden Urkunde. Vielmehr gilt von dem Gotteswort, was von dem gilt, welcher desselben Kern und Mittelpunkt ist, nämlich ‚wer nicht für mich ist, der ist wider mich‘; so daß es eine pure Illusion ist, anzunehmen, daß der gelehrte Bramane oder Muhammedaner sich auch ein objectives Urtheil über die Schrift und ihre Wahrheiten bilden könnte. Nun aber macht sich eine subjective Voreingenommenheit, mit welcher der Mensch an das Gotteswort herantritt, nicht allein in diesem Hauptpunkt geltend, sondern auch vielfach in einzelnen Dingen. Und jenachdem man an die Schrift herantritt mit verschiedenen Wünschen und Ideen (etwa von der Menschenwürde oder von der absoluten Unfähigkeit des Menschen in geistlichen Dingen), wird man an vielen Punkten Verschiedenes aus der Schrift entnehmen. Darum suchen wir noch nach einer andern uns auf unserm Wege befestigenden Norm. Und diese Norm finden wir in dem religiösen Bewußtsein der größeren Gemeinschaft, welcher wir angehören. Freilich behält dasselbe secundäre Bedeutung, insofern es selber am Gotteswort seine schlechthin bindende Norm hat. Aber indem die religiösen Erfahrungen dem Menschen sich aufdrängen mit der absoluten Gewißheit, daß sie die eigentliche Wahrheit seines Wesens in sich schließen, hat er das Recht, anzunehmen, daß, was der Wahrheit seines Wesens entspricht, auch zugleich der Wahrheit des menschlichen Wesens überhaupt entsprechen müsse. Within hat er auch umgekehrt die Pflicht, seine individuellen religiösen Erfahrungen an den generellen der Gesamtheit zu prüfen. In der Identität des am Gotteswort geprüften Gesamtgewissens und gesamtreligiösen Bewußtseins mit dem meinigen sehe ich eine Gewähr für dessen Richtigkeit. Falsche Subjectivität, falsche Verselbständigung des Individuums gegenüber jener Gesamtheit würde mancherlei Irrungen nicht nur wahrscheinlich machen, sondern, bei absichtlicher Ablehnung jener Autorität, sie zur nothwendigen Folge haben. So beruht zwar die Glaubensgewißheit des

Christen durchaus auf unmittelbarer persönlicher Erfahrung gemäß den Lehren und Offenbarungen des Gotteswortes, so daß er in Glaubens- und Gewissenssachen dem Majoritätsprincip irgendwelche Gültigkeit nicht beimessen kann. Aber zum andern, um eine Gewähr zu haben für die Gesundheit seines inwendigen Menschen nach seinen religiösen Bedürfnissen und Erfahrungen, darf er es nicht verschmähen, dieselben zu prüfen an denjenigen, welche von der mit ihm auf demselben Grunde des Gotteswortes stehenden Gesamtheit gemacht sind.“ Was ist denn nun Norm des christlichen Glaubens? O armes Volk, das mit so zerfahrenen Theologen geplagt ist!

**Die sociale Frage bei den Kholis.** Die Gohner'sche Mission unter den Kholis hat es mit der socialen Frage in einer der agrarischen Frage ähnlichen Gestalt zu thun. Die „Conservative Monatschrift“ berichtet: Das Land gehört zu einem Drittel freien Bauern (Bhuiars); ein anderes Drittel, das Königsfeld (Rajahas), bleibt den Bauern in Erbpacht; der letzte kleinere Theil (Majihās) wird als des Königs Eigenthum von Verwaltern, Pächtern und Steuererhebern bewirthschaftet, verwaltet, resp. besteuert und verpachtet. Diese Verwalter, Pächter und Steuererheber (Zamindare und Thikadare) suchen sich an den Bauern zu bereichern durch Steuern, Ansprüche auf deren eigenes Land, Einziehen der Waldberechtigungen zc. Das brachte die armen Kholis in große Aufregung. Als die Missionare, von denen sie glaubten, sie könnten ihnen ohne Weiteres helfen, sie zur Geduld ermahnten und vor Gewaltmaßregeln ernstlich warnten, verloren sie vielfach das Vertrauen der Kholis, und diese ließen sich tout comme chez nous lieber von schlauen Advocaten und Agitatoren scheeren. Ja, es hat sich durch die sociale Bewegung unter den Kholis die erste Secte gebildet, die Birsa-Bande (gestiftet von einem gewissen Masihdas Birsa in Gemeinschaft mit dem Schreiber Mansidh und Johann Babadur). Sie beriefen sich auf ihre alte Verfassung und verlangten sämmtliches Land als ihr Eigenthum zc. Dabei liefen aber auch religiöse Schwarmgeistereien unter. So wollte jener Mansidh als anderer Adam und Herr der Welten gelten und Bahadur als Incarnation Moses und Johannis des Täufers. Zum Glück gelang es den Missionaren, jenen Birsa von der Sache abzuziehen, und so scheint die Angelegenheit im Verlaufen zu sein.

**Die römische Kirche und die Katakomben.** Unter dieser Ueberschrift bemerkt die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“: In den geschichtlichen Beweisen der römischen Kirche gegen den evangelischen Protestantismus spielen schon seit längerer Zeit angebliche Zeugnisse der Katakomben eine Rolle. Sie werden mit großer Zuversichtlichkeit vorgebracht und, wie man hört, in Rom bei der Führung durch die Katakomben auch praktisch verwerthet, sowohl katholischen wie protestantischen Fremden gegenüber. Wie verhält es sich damit? Die Katakomben sind die unterirdischen Grabstätten der ersten Christengemeinden. Sie bestehen aus einem Gefüge von Gängen, in deren Wandflächen die Gräber, der



Größe des Todten entsprechend, eingeschnitten sind. An diese Gänge legen sich häufig kleinere oder größere Räume an, welche bemittelteren Familien als geschlossene Grabkammern dienten. Fast ausnahmslos tragen diese Räume malerischen Schmuck, seltener die übrigen Theile der Katafomben. Die Malerei ist entweder rein ornamental, oder hat eine bestimmt religiöse oder geschichtliche Beziehung und entnimmt ihren Stoff vorwiegend der heiligen Schrift. — Aus dieser sehr erklärlichen Thatsache malerischer Ausschmückung (auch die Heiden bemalten ihre Grabkammern) folgert die römische Wissenschaft, daß schon in der Urkirche, ja, schon in apostolischer Zeit — denn die ältesten römischen Katafomben reichen vielleicht bis in's erste Jahrhundert zurück — die Bilderverehrung religiöse Sitte gewesen sei. Dann fordert aber die Consequenz, daß auch den Juden jener Zeit eine Verehrung der Bilder zugeschrieben werde, da die jüdische Katafombe an der Via Appia vor Rom gleichfalls mit Malereien, und zwar auch mit figürlichen, ausgestattet ist. Ja, dann sind auch die Protestanten Bilderverehrer, weil sie in ihren Kirchen Bilder aus der heiligen Geschichte huldten. Denn das ist wohl zu beachten, daß nirgends auch nicht die geringste Andeutung vorliegt, daß jenen Malereien in den Katafomben eine religiöse Verehrung erwiesen wurde. Die römischen Theologen übertragen einfach die mittelalterliche Sitte auf die altchristliche Zeit. So und nicht anders wird dieses „Zeugniß“ gewonnen. In ähnlicher Weise demonstrirt man eine Marienverehrung aus den Katafombenbildern. Allerdings zeigen diese Bilder, wie andere Personen der biblischen Geschichte, so auch die Jungfrau Maria, aber in den ersten vier Jahrhunderten nie allein, sondern (drei bis vier Fälle abgerechnet, wo die heilige Familie dargestellt ist) mit dem Jesusknaben und den Weisen aus dem Morgenlande. Nicht der Maria, sondern dem Jesusknaben gelten diese Bilder, denn es dürfte auch der römischen Wissenschaft bekannt sein, daß die Weisen nicht gekommen sind, um vor Maria eine religiöse Andacht zu verrichten, sondern, um dem „neugeborenen König der Juden“ zu huldigen. Erst im fünften Jahrhundert wird Maria allein dargestellt. Daß es damals in der That einen Mariencultus gab, wußten wir schon längst und brauchen dazu nicht das Zeugniß der Katafomben. Aber die römische Tactik besteht eben darin, den Zeitunterschied der Denkmäler zu ignoriren und ganz allgemein von der „Urkirche“ zu reden, wo sie vom fünften Jahrhundert zu reden hätte. In dieser Weise wird auch die Märtyrerverehrung als Besitzstück der ersten Christengemeinden erwiesen. In Wahrheit liegt die Sache so, daß unter den vielen Hunderten von Grabinschriften der drei ersten Jahrhunderte keine einzige einen Märtyrer auch nur erwähnt, geschweige denn eine Märtyrerverehrung bezeugt; dasselbe gilt von der Heiligenverehrung im Allgemeinen. Unter den zahlreichen Gemälden der vorconstantinischen Zeit haben wir nicht eine einzige Darstellung eines Martyriums, auch nicht eines Heiligen im römischen Sinne. Erst seit dem Ausgange des vierten Jahr-

hundertſ treten Monumente hervor, die auf eine Verehrung der Märtyrer und Heiligen hinweiſen. Um dieſelbe Zeit entdecken wir auch in unſern Quellen die Anfänge einer Reliquienverehrung, genauer geſagt, den Gebrauch von Amuletten, wozu die heidniſche Sitte den erſten Anstoß gab. Denn auf die ſogenannten Blutgläſer als Beweiſe für die Reliquienverehrung pflegen wenigſtens die anerkannten Gelehrten der römischen Kirche ſich nicht zu berufen; mit Recht. Ueberhaupt dürfte es, meinen wir, im Intereſſe der römischen Kirche ſelbſt liegen, die Geſchichte dieſer Blutgläſer mit Schweigen zu bedecken. — Noch einen Punkt erwähnen wir zum Schluß. Wenn es wahr iſt, wie die römische Kirche behauptet, daß Petrus als Stellvertreter Jeſu Chriſti und als Haupt der ganzen Kirche in Rom gelebt und gewirkt hat und geſtorben und begraben iſt, ſo könnten wir doch erwarten, daß irgendwelche Spuren dieſer jahrelangen Wirkſamkeit in den Katakomben zu finden ſeien. Doch dieſe Erwartung täuſcht völlig. Petrus tritt in den Katakombenbildern nicht mehr hervor, als Paulus; dieſelben ſchweigen, wie auch die Inſchriften, völlig von ſeinem angeblichen Primat, ebenſo von ſeinem Martyrium. Das Höchſte, was erreicht wird, iſt, daß im fünften Jahrhundert — aber erſt dann! — Petrus dreimal inſchriftlich mit Moſes verglichen wird. Denn an die Ketten Petri in Vincoli oder an ſeine Kathedra in S. Pietro zu glauben, oder die Reliquien, die ſonſt noch von ihm gezeigt werden, für echt zu halten, wird uns niemand zumuthen wollen. Andere weniger weittragende Zeugniſſe der Katakomben übergehen wir. Doch möchten wir der römischen Wiſſenſchaft den Rath geben, in der Berufung auf dieſe Zeugniſſe vorſichtiger zu ſein. Wenn die wirklich Sachverſtändigen unter den römischen Theologen und Archäologen ſich in dieſem Punkte einer großen Zurückhaltung beſleißigen, dagegen die Halbgelehrten und Dilettanten unter ihnen um ſo zügelloſer ſich geberden, ſo iſt das nicht Zufall. Jedenfalls liegt die Sache ſo, daß wohl die evangeliſche Kirche ein volles Recht hat, ſich für ihre Anſchauungen auf die Katakombendenkmäler der erſten drei Jahrhunderte zu berufen, nicht aber die römische. Man darf ſich nur nicht irre machen laſſen durch die ſtete Behauptung des Gegentheils.

## Literatur.

**Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften**, herausgegeben von Dr. J. Georg Walch. Achtzehnter Band. Reformationsschriften. Zweite Abtheilung. Dogmatisch-polemische Schriften. A. wider die Papisten. Auf's Neue herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten. St. Louis, Mo. Lutherischer Concordia-Verlag. 1888.

Endlich können wir das Erscheinen des 18. Bandes unserer Ausgabe von Luthers Werken ankündigen. Daß dieser Band länger auf sich warten ließ, kommt daher, daß er ungleich mehr und schwieriger Arbeit verursachte als seine Vorgänger. Da die

meisten der im 18. Band enthaltenen Schriften ursprünglich lateinisch geschrieben sind und die von Walch gebotenen Uebersetzungen sehr viel zu wünschen übrig lassen, so wurde es für das Beste erachtet, von den meisten Schriften neue Uebersetzungen anzufertigen. Was für eine schwierige Arbeit das aber war, kann nur der ermessen, der es selbst versucht hat, Schriften Luthers aus dieser Zeit, in welcher Luther oft noch viele der scholastischen Theologie angehörige Ausdrücke gebraucht, in lesbares Deutsch zu übertragen. Auch von der Schrift *De servo arbitrio* („Daß der freie Wille nichts sei“) ist hier eine neue Uebersetzung geboten. Man hatte zuerst daran gedacht, die Uebersetzung von Justus Jonas zum Abdruck zu bringen und nur in Anmerkungen auf die Abweichungen vom Original hinzuweisen. Da dies aber bei dem Charakter der Jonas'schen Uebersetzung — die mehr eine Paraphrase ist — eine große Flickearbeit gegeben hätte und überdies von manchen Seiten das Verlangen nach einer möglichst wortgetreuen Uebersetzung dieser wichtigen Schrift Luthers laut geworden war, so hat man sich endlich entschlossen, auch von dieser Schrift eine ganz neue Uebersetzung anzufertigen. — In der historischen Einleitung — ebenfalls eine ganz neue Arbeit — sind neben dem alten Material auch die neueren Forschungen berücksichtigt und gewissenhaft verworthen worden, so daß in derselben ein ebenso genau gearbeitetes als interessantes Stück Reformationsgeschichte geboten wird. — Das Bibliographische ist in Vorbemerkungen zu den einzelnen Schriften sehr ausführlich gegeben. — Schließlich sei es uns noch gestattet, mit einigen Worten auf die Wichtigkeit der in diesem Bande enthaltenen Schriften Luthers hinzuweisen. Es ist ja wahr, daß gerade in Schriften, die in diesem Bande enthalten sind, klar zu Tage tritt, wie Luther zu Anfang seines öffentlichen Auftretens äußerlich noch in manchen Stücken im Papstthum gefangen war. Aber er hatte bereits klar erkannt, was Sünde und Gnade sei, und so finden sich über diesen Mittelpunkt der christlichen Lehre auch in diesen früheren Schriften die herrlichsten Ausführungen, und zwar oft — in Folge des Gegensatzes — in eigenthümlich schlagendem und überraschendem Ausdruck. Auch sehen wir gerade in diesen Schriften, wie die rechte Erkenntniß der Lehre von der Rechtfertigung bald von allem Irrthum befreit, wie Luther in dieser Erkenntniß ein Bollwerk nach dem andern abträgt, hinter denen der Antichrist sich verschämt hatte und die Christen gefangen hielt. Was nun Luthers Schrift *De servo arbitrio* anlangt, so ist dieselbe in der vollen Erkenntniß der evangelischen Wahrheit geschrieben, wie denn Luther selbst diese Schrift neben dem kleinen Catechismus seine beste Schrift nennt. Sie nimmt unter den classisch theologischen Schriften der lutherschen Kirche die erste Stelle ein und sollte von jedem Theologen in bestimmten Zwischenräumen immer wieder gelesen werden. Hier lernt man nicht bloß, „daß der freie Wille nichts sei“, sondern hier lernt man überhaupt, was Theologie sei.

Dieser Band umfaßt VIII und 74 Seiten und 2013 Columnen. Preis \$4 50.

F. P.

### **Ansprachen und Gebete, gesprochen in den Versammlungen der evang.-luth. Gesamtgemeinde und ihres Vorstandes von Dr. C. F. W. Walther. St. Louis, Mo. Lutherischer Concordia-Verlag. 1888.**

Der selige Dr. Walther empfiehlt in seiner „Amerikanisch-luth. Pastoraltheologie“ S. 377, daß die Aufnahme neuer Glieder in die Gemeinde mit einer gewissen Feierlichkeit, namentlich unter einer Ansprache von Seiten des Pastors vollzogen werde, damit auch auf diese Weise sowohl die Neueintretenden von vorneherein, als auch die alten Glieder immer von Neuem an die hohen Rechte und Pflichten eines Gemeindegliedes erinnert werden. Was Walther in der „Pastoraltheologie“ empfiehlt, war in der hiesigen „Gesamtgemeinde“ im Brauch, und er hat Hunderte von Ansprachen bei der Aufnahme von Gemeindegliedern gehalten. Einunddreißig dieser Ansprachen fanden sich unter den Papieren des Seligen schriftlich aufgezeichnet vor, und diese erscheinen in der vorliegenden Schrift im Druck, SS. 1—51. Der Druck ist zunächst von der hiesigen Gesamtgemeinde veranlaßt worden. Aber wir zweifeln nicht daran, daß man in der ganzen Synode und über dieselbe hinaus nach diesen „Ansprachen“ greifen wird, in welchen Walther in der ihm eigenen klaren, eindringlichen und freundlichen Weise den Gliedern einer rechtgläubigen christlichen Gemeinde ihre Rechte und Pflichten an's Herz legt. Der zweite umfangreichere Theil dieses Buches, SS. 52—206, enthält Gebete, welche von Walther bei der Eröffnung der Versammlungen der General-Gemeinde und der Versammlungen des Vorstandes derselben gesprochen worden sind. Namentlich aus diesen Gebeten geht auch hervor, daß Walther nichts weniger als ein in „tobter Orthodogie“ befangener Theologe war, sondern daß die seligmachende Wahrheit in ihm



lebte und sein innerstes Herz bewegte. Die Gebete sind unter den folgenden Rubriken geordnet: 1. Gebete anschließend an Festzeiten (Advent — Weihnachten — Neujahr — Passion — Ostern — Himmelfahrt — Pfingsten — Reformationsfest — Schluß des Kirchenjahrs). 2. Gebete vom Worte Gottes handelnd. 3. Gebete von der christlichen Kirche handelnd. 4. Gebete bei Pastoren- oder Lehrermahl. 5. Gebete allgemeinen Inhalts. 6. Gebete bei Vorstandsversammlungen. — Das Ganze bildet einen stattlichen Band von 206 Seiten, groß Octav. Preis \$1.00. F. P.

**Züge aus dem Leben von Johann Friedrich Oberlin**, gewesener Pfarrer im Steinthal, herausgegeben von Dr. G. H. Schubert, weil. Geheimrath und Professor in München. Reading, Va. Verlags der Pilgerbuchhandlung. Preis: einzeln 50 Cents, mit Porto 60 Cents.

Die Pilger Buchhandlung hat von dem Schubert'schen Leben von Oberlin einen sauberen, mit Bildern gezierten Abdruck herstellen lassen. Das Büchlein ist wohl werth, von Pastoren gelegentlich immer wieder gelesen zu werden, um sich an Oberlins wirklich bewundernswürdigem Eifer zu neuem Eifer erwecken zu lassen. Bekannt ist, daß der sel. Dr. Walther sich zum Studium der Theologie erst entschloß, nachdem er Schubert's Leben von Oberlin gelesen hatte. Zur Verbreitung in den Gemeinden eignet sich dieses Buch weniger, da einige der schriftwidrigen Meinungen, deren eine ganze Menge in Oberlins Kopfe saßen, auch in dieser kurzen Lebensbeschreibung Ausdruck finden. F. P.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Das theologische Seminar unserer nordwegischen Glaubensbrüder ist von Madison, Wis., nach Minneapolis, Minn., verlegt worden. Weil das neue Seminargebäude am letztgenannten Ort noch nicht fertig ist, begann der Unterricht am 3. October in einem Schulhause in der Nähe von P. Bangsnäs' Kirche.

Zwischen den Presbyterianern des Nordens und des Südens sind die Verhandlungen, welche auf Wiedervereinigung der beiden Gruppen abzielten, bis auf weiteres abgebrochen. Die Hauptfrage, um die es sich handelte und über die man sich noch nicht verständigen zu können glaubt, ist die, wie es mit den Negergemeinden gehalten werden solle, ob man dieselben zu eigenen Synoden und Presbyterien organisiren oder denen der Weißen einverleiben wolle. Die Südliden haben nun die Vereinigungsbestrebungen auf unbestimmte Zeit vertagt und eine Committee eingesetzt, welche mit einer ähnlichen Committee der Nördlichen verhandeln soll — nicht über die Wiedervereinigung, sondern — „hinsichtlich der Art und Weise brüderlichen Zusammenwirkens in christlicher Thätigkeit im In- und Auslande, die der Committee als thunlich und erbaulich erscheinen mag“. Man hat auf beiden Seiten eingesehen, daß die Zeit für eine Vereinigung noch nicht gekommen ist, die beiden Theile für eine solche noch nicht reif sind, und daß man über den verfrühten Fusionsverhandlungen einander nicht näher, sondern eher weiter aus einander komme. A. G.

Die „Altkatholiken“ haben in Little Sturgeon, Door Co., Wis., eine Gemeinde von 400 Seelen mit drei Priestern, von denen einer verheirathet ist, und zwei Studenten, die sich auf's Predigamt vorbereiten. Ferner hat der altkatholische Priester Bilatte in Dykesville, Kewaunee County, eine Gemeinde angefangen, doch bisher mit nur geringem Erfolg, und er klagt in den Spalten des „Churchman“ über den Mangel an Interesse für seine Bestrebungen bei den Episcopalen, die er als die katholische Ratio-

nalkirche Amerika's ansieht und als deren Glaubensbruder er gelten will, wie denn im Mai d. J. bei dem Begräbniß des Bischofs Brown von Fond du Lac, desselben, der die Lutheraner im Nordwesten zu gewinnen trachtete, ein Immortellenkranz von der „altkatholischen Mission in Door County“ mit der Inschrift Old Catholic aus weißen Blumen das Fußende des Sarges zierte. Zwar läßt sich im „Churchman“ ein Herr Whittingham ungehalten darüber aus, daß der Altkatholik, der dem Vernehmen nach mit seiner Gemeinde an fast allen von der Episcopalkirche verworfenen Lehren der Pabstkirche festhalte, den Klingelbeutel bei den Episcopalen herumreiche. Aber nicht nur darf der Priester Bilatte im „Churchman“ als Antwort auf jene Aeußerungen eine Verufung auf die Encyclica der letzten pan-anglicanischen Conferenz veröffentlichen, sondern ein anderer Correspondent nimmt ihn auch in Schutz und will es nicht leiden, daß Wittingham dem altkatholischen Priester, der in seinem Nothruf von dem „Sacrament der Confirmation“ geredet hat, hierüber Vorhalt thut als über etwas, das sich mit der Katechismuslehre der Episcopalen nicht vertrage. Der Vertheidiger des Altkatholiken und seiner Worte besteht vielmehr darauf, daß die Confirmation von Christo eingesetzt sein müsse — wo, das sagt er freilich nicht — und ein Gnadenmittel, obschon kein zur Seligkeit nothwendiges, sei, ein Sacrament geringeren Grades. Das alles läßt sich der Editor schreiben und druckt es ohne Bemerkung ab, und der altkatholische Klingelbeutel wandert ja wohl fürbaß.

A. G.

Die pan-anglicanische Conferenz hat sich in ihrer Encyclica ausgesprochen über „Nüßigkeit“, „Reuschheit“, „Heiligkeit der Ehe“, „Polygamie“, „Sonntagsfeier“, „Socialismus“, „Sorge für Auswanderer“, „Bestimmtheit im Religionsunterricht“, „gegenseitige Beziehungen“, „Wiedervereinigung daheim“, „Beziehung zur scandinavischen Kirche“, „zu den Altkatholiken und anderen“, „zu den östlichen Kirchen“, „authoritative Symbole“. — Hinsichtlich des erstgenannten Gegenstandes erkennen die Bischöfe an, daß die Sünde der Völlerei ein furchtbar verderbliches Uebel sei, dem man mit Recht entgegenarbeite; dann aber sehen sie sich genöthigt, ihre warnende Stimme gegen eine Sprache zu erheben, die den Gebrauch des Weines an sich als unrecht bezeichnet, und ihre Mißbilligung gegen die Praxis auszusprechen, nach der man im heiligen Abendmahl den Wein durch irgend ein anderes Getränk ersetzt habe. — In den drei Paragraphen, welche das sechste Gebot berühren, wird aufgefordert zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Sünden der Unkeuschheit und die leichtfertigen Ehescheidungen; doch ist den Bischöfen die Behandlung der Vielweiberei auf den heidnischen Missionsgebieten noch ein Problem, dessen befriedigende Lösung noch nicht erreicht ist. — Der „Tag des Herrn“ wird als ein unschätzbares Erbtheil bezeichnet, und es werden besonders die Herren und Arbeitgeber ermahnt, die Rechte der Dienenden und Arbeiter auch in diesem Stück nicht zu verkürzen. — Unter der Ueberschrift „Socialismus“ wird darauf hingewiesen, daß die übergroße Ungleichheit in der Vertheilung der Güter dieser Erde, ungeheurer Reichthum und verzweifelte Armuth neben einander, die Pläne, welche man zur Wiederherstellung des Gleichgewichts im socialen Leben empfohlen habe, und die Mittel und Wege, sei es durch Gesetzgebung, sei es durch sociale Verbindungen, diese Zwecke ohne Gewalt und Ungerechtigkeit zu erreichen, zu den wichtigsten Gegenständen gehörten, mit denen sich die, welche Christo nachfolgen wollen, Prediger und Zuhörer, zu beschäftigen hätten. — Die Sorge für die Auswanderer wird als eine wichtige Pflicht der Kirche bezeichnet. — Im nächsten Artikel wird beklagt, daß so vielfach die rechte Klarheit, Entschiedenheit und Bestimmtheit in der Handhabung des christlichen Religionsunterrichts und in der Behandlung der wichtigsten Glaubenslehren vermißt werde. Es wird den Eltern, den Taufpathen und den Pastoren auf die Seele gebunden, daß sie sich die christliche Unterweisung der Jugend möchten als heilige Pflicht am Herzen liegen lassen. Der Brauch der öffentlichen Katechismuslehre und der regelmäßige Confir-

mandenunterricht sei keineswegs soweit gefördert, wie er sein sollte; auch die Predigten sollten lehrhafter sein. Es sei ein Unglück unserer Tage, daß durch alle Schichten der Gesellschaft die Skepsis der gläubigen Annahme der heiligen Schrift und ihrer Lehren entgegen arbeite, die wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen, nicht in das rechte Verhältniß zur Offenbarung gestellt, Zweifel rege machten gegen die Inspiration und die richtige Würdigung besonders des Alten Testaments, daher den Predigern eine sorgfältige und fleißige Rücksichtnahme auf die Controverspunkte zu empfehlen sei, dabei aber der Mittelpunkt all ihres Lehrens sein müsse unser Herr Jesus Christus, das Opfer für unsere Sünden, der, welcher alle unsere Sündhaftigkeit heilt, die Quelle all unseres geistlichen Lebens, in dem und in dessen Werk alle Lehre des Alten Testaments zusammenlaufe und alle Lehre des Neuen Testaments ausgehe, wie eben das Werk der Kirche bestehe in der Anwendung und Ausbreitung des Segens der Menschwerdung des Sohnes Gottes. — In dem Kapitel über „gegenseitige Beziehungen“ wird wieder eingeschärft, daß die Maßnahmen und Handlungen einer Gemeinde oder Diocese von anderen Gemeinden und ihren Gliedern zu respectiren seien; daß kein Bischof oder Pfarrer seine Function in irgend einer ordentlich bestehenden Diocese verrichten sollte ohne die Zustimmung solcher Diocese, und daß kein Bischof einem Pastor aus einer anderen Diocese Amtshandlungen gestatten sollte ohne ordentliche Zeugnisse. Ueber die vorgeschlagene Bildung eines Rathscollegiums oder mehrerer solcher Behörden, welchen die Begutachtung oder Entscheidung kirchlicher Händel, die ihnen vorgelegt würden, zustehen möge, solle man noch weiter nachdenken, und zwar in der Hoffnung, daß man schließlich die Creirung einer solchen neuen Autorität als unnöthig und unvortheilhaft erkennen möge. — Hinsichtlich der Unionsbestrebungen innerhalb der Christenheit erklären die Bischöfe, sie seien bereit, mit solchen, welche engere kirchliche Gemeinschaft anstrebten, brüderlich zu verhandeln, und stellen die Bedingungen auf, unter denen man eine kirchliche Vereinigung für möglich halte. So sehr man wünsche, die, von welchen man jetzt getrennt sei, aufzunehmen und so das Ideal der einen Heerde unter einem Hirten verwirklicht zu sehen, müsse man sich doch auch hüten, nicht als untreue Haushalter über das anvertraute große Pfand erfunden zu werden. Eine Eintracht, welche mit Drangabe des als richtig erkannten Standpunktes erreicht würde, könne man weder für wahr noch für wünschenswerth ansehen. Doch erkennt man mit Dank und Freuden die kirchliche Arbeit der christlichen Gemeinschaften außerhalb des eigenen Kirchenverbandes an und den Segen, den Gott auf solche Arbeit gelegt habe. — Mit den scandinavischen Kirchen will man genauere Bekanntschaft und freundschaftlichen Verkehr suchen bis auf eine Zeit, da vielleicht eine engere Verbündung ohne Drangabe wesentlicher Grundsätze möglich werden möchte. — Für die Altkatholiken auf dem Festlande, deren Reformationsbestrebungen sich wesentlich auf denselben Linien und mit Beibehaltung des Episcopats als einer apostolischen Stiftung bewegt hätten wie die der anglicanischen Kirche, sprach man seine Sympathieen aus, und obgleich man die Zeit für eine directe Verbündung mit diesen Leuten noch nicht gekommen sieht, hält man doch dafür, daß ein Entgegenkommen ohne Verletzung von Alters her feststehender Grundsätze möglich wäre, und hofft, es werde mit der Zeit auch ein engerer Zusammenschluß möglich werden. — Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu den Kirchen des Orients, welche die Sympathieen der Christenheit wohl verdient hätten, will man zu befestigen und zu fördern suchen, ob auch das Licht dort mancherorts schwächlich scheine am dunkeln Ort. Man ist dankbar eingedenk, daß man von jenen Kirchen nicht durch solche Schranken geschieden sei, wie sie in dem Unfehlbarkeitsdogma, der Lehre von der unbefleckten Empfängniß und anderen Lehren die Verbündung mit der lateinischen Kirche hinderten, und wolle sich hüten, daß man nicht durch ähnliche Uebergriffe, wie sie ganz gegen die katholischen Grundrechte die römische Kirche durch das Eindringen ihrer



Bischöfe in die Gebiete ihrer Schwester im Orient und durch Proselytenmacherei daselbst zu Schulden kommen lasse, sich versündige. Doch hält man es nicht für unrecht, daß jene Leute mit den Ansprüchen der anglicanischen als einer „historischen“ Kirche bekannt gemacht würden, als die doch die Geschichte des katholischen Alterthums zu würdigen wüßten. — In dem letzten Artikel bekennen sich die Bischöfe zu den alten ökumenischen Symbolen, dem Prayer Book mit seinem Katechismus, dem Ordinal und den 39 Artikeln. Diese Bekenntnisse sollen in ihrer Reinheit und Einfachheit den „alten“ Kirchen dargelegt werden. Eine gewisse Freiheit der Behandlung soll den in andern Ländern heimischen und den im Heranwachsen begriffenen Kirchen gegenüber gestattet sein, da man denselben die ganzen 39 Artikel als Bedingung der Kirchengemeinschaft nicht wohl zumuthen könne, indem sie ja in Sprache und Form von den Umständen ihrer Entstehung gefärbt seien. Andererseits könne man unmöglich mit ihnen gehen in Sachen der Holy Orders, als in völliger kirchlicher Gemeinschaft, ohne den genügenden Beweis, daß sie dieselbe Form der Lehre führten wie die Episcopalkirche; doch meint man, es sollte nicht schwer, noch weniger unmöglich sein, in Uebereinstimmung mit der Lehre und Praxis dieser Kirche Artikel zu formuliren, deren Annahme von allen in anderen Kirchen Ordinirten verlangt werden sollte. — Auf einige der angenommenen Beschlüsse einzugehen, behalten wir uns auf spätere Gelegenheit vor. Manches in der Encyclica Gesagte ist ja aller Anerkennung werth. Klar erkennbar ist außer dem bald größere, bald kleinere Blasen treibenden Sauerteig der falschen Amtslehre der Umstand, daß auch diese Bischöfe weder das antichristliche Geheimniß der Bosheit in seiner Tiefe, noch die Majestät des göttlichen Wortes in ihrer Höheit, noch den Schaden Josephs bei den Secten in seinem eigentlichen Sitz kennen und würdigen gelernt haben. A. G.

Auch die Presbyterianer haben im Sommer dieses Jahres gleichzeitig mit den Episcopalen und ebenfalls in London eine große internationale Conferenz abgehalten, die „Alliance der reformirten Kirchen der ganzen Welt, welche Presbyterialverfassung haben“, kürzer, die „Pan-Presbyterian Assembly“. Der längere Name läßt gleich erkennen, worin sich die Glieder dieser Alliance geeinigt wissen; eine Verfassungsform ist es, die sie verbindet, wie die Pan-Anglicaner durch die Episcopalverfassung von ihnen geschieden und unter sich vereinigt sind. Wollte man hingegen dasjenige unter den reformirten Bekenntnissen herausuchen, welches alle jene Presbyterianer mit Wahrheit als ihr eigenes Bekenntniß annehmen könnten, man würde keins finden, und die Zumuthung, z. B. den Westminster-Katechismus oder die Dortrechter Artikel zum gemeinsamen Bekenntniß zu machen, würde der Pan-Presbyterian Assembly ein jähes Ende bereitet haben. Wenn man nun auf diesen Versammlungen Lehrverhandlungen über die Stücke, in welchen man differirt, vornähme und nicht ruhte, bis man sich geeinigt hätte, so hätte es noch Sinn, wenn man davon redet, daß derlei Thun zu christlicher Einigkeit oder Einheit ersprißlich sein werde. Statt dessen läßt man sich zwar mit großen Worten von Dr. Dykes bei der Eröffnung sagen: „In uns kommt zur Darstellung die auseinanderreibende, ich möchte sagen pulverisirende Wirkung der bloßen individuellen Ueberzeugung“, und: „die Reformation war nur die negative oder destructive Seite der Lehre Christi“, (!) und es sei jetzt die Aufgabe der Protestanten, auf christliche Union hinarbeiten, spielt dann aber den klugen Vogel Strauß, steckt den Kopf in den Sand, sagt sich, man sei, geringere Differenzen abgerechnet, einig in der Lehre, und hütet sich wohl, auf die sogenannten geringeren Differenzen gründlich einzugehen, um nicht die schöne Eintracht zu stören. — Einen argen Verdruß haben den Pan-Presbyterianern die Pan-Anglicaner bereitet. Erstere hatten nämlich an letztere einen brüderlichen Gruß ergehen lassen. Darauf erhielten sie nicht etwa einen Dank und Gegengruß von der Gesamtheit der Begrüßten, sondern nur ein Schreiben des Secretärs, worin derselbe meldet, er habe die Zuschrift dem Erzbischof von Canterbury eingehän-

digt, und Sr. Gnaden würden dieselbe der Conferenz vorlegen, seien aber durch die Regeln derselben verhindert, eine förmliche oder officiële Erwiderung ergehen zu lassen u. s. w. — Dann in einem Postscriptum: „Möge es mir gestattet sein hinzuzufügen, daß Ihre Resolution soeben vom Stuhle aus verlesen und mit großer Wärme aufgenommen worden ist.“ — Die große Wärme konnte aber nicht verhindern, daß sich im pan-presbyterianischen Lager merkliche Erkältungssymptome gezeigt haben und man z. B. verschmüpft die Frage aufgeworfen hat, ob denn die „Regel“, auf welche man sich drüben berufe, ein solches Neber- und Persergesetz sei, daß man deshalb nicht, und wäre es ausnahmsweise, die Grüße der Repräsentanten einer großen Menge Mitchristen erwidern könne. Daß die in Lambeth Palace für ein ablehnendes Verhalten gegen Leute, von denen kein Mensch wissen kann, was sie lehren und bekennen, recht guten Schriftgrund hätten beibringen können und welchen, ist freilich wohl weder ihnen noch den Pan-Presbyterianern eingefallen.

A. G.

Die diesjährige Versammlung des General Council hat schon in unserem Artitel über die „vier Punkte“ einige Berücksichtigung erfahren. Hier noch einiges Weitere. Vertreten waren die Synoden von Pennsylvania, New York, Pittsburg, Ohio, Canada, Indiana, die schwedische und die norwegische Augustana-Synode und die Iowa-Synode. Zum Präses wurde Dr. Seiß erwählt. Bei einer öffentlichen Bewillkommungsfeier hielt auch der Staatsgouverneur von Minnesota eine Rede. Aus dem Bericht des Schatzmeisters der deutschen Missionscommittee ging hervor, daß seit der vorigen Versammlung des Council folgende Summen für die Anstalt in Kropp verausgabt worden sind: für Lehrergehalt \$500; zur Unterstützung an Studenten \$309.22; Reisegelder für Studenten von Kropp \$669.39; ausdrücklich für Kropp bestimmte Beiträge \$1639.78; zusammen \$3118.26. Das Verhältniß des Council zu Kropp wurde eingehend besprochen. Folgende Anträge, die eine Committee durch Dr. Späth einbrachte, wurden einstimmig angenommen: „1. Es ist dem General Council nicht vortheilhaft gebient mit einem theologischen Seminar in Deutschland, dem die ganze theologische Erziehung unserer zukünftigen deutschen Pastoren anheim gegeben wäre. 2. Die Hauptquelle, aus welcher Arbeiter auf den deutschen wie auf anderen Missionsfeldern zu beziehen wären, sollten unsere eigenen Gemeinden sein, und solche Personen sollten so weit wie möglich in unsern eigenen Anstalten ausgebildet werden. 3. Zu dem Ende sollten unsere Pastoren Fleiß anwenden, fromme Leute in ihren Gemeinden zu finden, welche willens wären, in's Predigtamt zu treten, und das Wagner College in Rochester wird kräftig empfohlen als eine geeignete Anstalt, sie für das Seminar in Philadelphia vorzubereiten. 4. Nichtsdestoweniger ist es unter den gegenwärtigen Umständen höchst wünschenswerth und nothwendig, daß man junge Leute aus Deutschland gewinne, und zu dem Ende soll die Committee ermächtigt sein, mit einer oder mehreren Anstalten in Deutschland ein Abkommen zu treffen, vorausgesetzt, 1. daß dies Abkommen die Billigung der Trustees des General Council erhalte; 2. daß solche Anstalt oder Anstalten nur vorbereitenden Charakters seien.“ Für die Heidenmission des Council, in deren Dienst 80 Personen, und unter deren Pflge 2037 Getaufte und 525 Schüler stehen, sind \$10,288.20 eingegangen. Die innere Mission der Schweden ist mit \$15,907.30 beacht worden; ihre Mormonenmission mit \$2914.70; zweihundert Missionsstationen stehen unter der Aufsicht der Missionscommittee der Augustana-Synode. Auf eine Zuschrift der deutschen Conferenz der Bischöflichen Methodistengemeinschaft, die Sonntagsheiligung betreffend, wurde folgende Antwort ertheilt: „Während wir unzweideutig auf einer schriftgemäßen und evangelischen Beobachtung des Tags des Herrn bestehen, so kann doch aus schwerwiegenden doctrinellen und praktischen Gründen das General Council sich nicht darauf einlassen, Glieder zu dieser Nationalen Sabbath-Convention zu ernennen.“

A. G.

Auch in der Canada-Synode blüht es aus der Richtung der „vier Punkte“. Die Westliche Conferenz hat nämlich auf ihrer Versammlung zu Milverton im September beschlossen, „daß die Conferenz sich mit dem Verhältniß der ev.-luth. Synode von Canada zum General Council unzufrieden erklärt wegen der laxen Praxis in diesem Körper, und weiter erwägen will, ob es nicht rathsam sei, die Verbindung mit dem General Council zu lösen“. Daß es in der Canada-Synode Leute gibt, die sich auch im Council nicht mehr „heimisch fühlen“, ist schon vor Jahren ausgesprochen worden, und da für eine gründliche Wandelung im Council für's erste die Aussichten wenig versprechend sind, so mag es wohl sein, daß die entschiedeneren Elemente in Canada die Oberhand gewinnen und den Weg einschlagen, den Michigan in diesem Jahre gegangen ist.

A. G.

Die Allgemeine englisch-lutherische Conferenz von Missouri und anderen Staaten heißt die neue kirchliche Körperschaft, welche sich im October dieses Jahres in der Kirche der Bethlehems-Gemeinde zu St. Louis organisirt hat. Zwölf Pastoren und acht Gemeinden bekannten sich durch Unterzeichnung der Constitution, welche von einer Committee entworfen und von den Versammelten durchgesprochen war, rückhaltlos zur ganzen heiligen Schrift und den sämmtlichen im Concordienbuch enthaltenen Bekenntnisschriften der evang.-lutherischen Kirche und traten zu einem lutherischen Kirchenkörper zusammen, der sich zunächst „Conferenz“ genannt hat, jedoch voraussichtlich in nicht fern er Zeit diese Bezeichnung in „Synode“ umsetzen wird. Zu Beamten wurden erwählt Pastor F. Kügeler als Präses, Pastor C. F. W. Meyer als Secretär, Pastor C. L. Janzow als Visitator und Herr C. F. Lange als Schatzmeister, sämmtlich auf drei Jahre. Ueber drei Jahre soll auch die nächste Versammlung der Conferenz stattfinden. Mittlerweile wird aber die junge Körperschaft nicht quiesciren. Als regelmäßig wiederkehrendes Lebenszeichen erscheint zunächst das Preßorgan der Conferenz, der Lutheran Witness, den ihr sein Begründer, Pastor C. Frank, zum Geschenk gemacht hat und als ihr erwählter Redacteur auch fernerhin redigiren wird. Ein anderes werthvolles Geschenk, das ihr von Professor A. Crull in Fort Wayne verehrt worden ist, das Manuscript eines englischen Kirchengesangbuchs, wurde einer Committee überwiesen, die zunächst einen Probedruck veranstalten soll. Auch eine Gottesdienstordnung soll dem Gesangbuch einverleibt werden. Ferner ist die Veranstaltung einer billigen englischen Ausgabe des Concordienbuchs in Aussicht genommen, wobei man zunächst an eine revidirte Ausgabe der alten Newmarket Edition gedacht hat, behufs welcher man natürlich irgend eine Vereinbarung mit dem Henkel'schen Verlagshaus treffen müßte, falls man nicht zu der Ueberzeugung kommt, daß andere, sei es ältere, sei es neue Uebersetzungen oder Recensionen den Vorzug vor der Henkel'schen verdienen dürften. — Welche Bedeutung nun diesem neuen Kirchenkörper beizumessen sei, weiß Gott allein. Wir freuen uns, daß wir, nachdem uns bisher die heiß ersehnte Freude, einer oder mehreren der älteren und größeren ganz oder vorwiegend englischen Synoden dieses Landes in voller Glaubenseinigkeit die Hand reichen zu können, nicht beschieden war, nunmehr wenigstens eine kleine Verbindung englischer Gemeinden mit ihren Pastoren wissen, der wir vorkommenden Falls englische Gemeinden, die sich im Kreise unserer Synode bilden mögen, mit gutem Gewissen zuweisen können. Auch für die Synodal-Conferenz steht in Folge dieser Organisation ein Zuwachs bevor, indem die englische Conferenz beschlossen hat, bei der nächsten Versammlung der Synodal-Conferenz um Aufnahme nachzusuchen. Was aber Gott mit dieser englischen Conferenz vorhat, ob ihr ein rasches und weithin gehendes Wachsthum beschieden ist, und woher der Zuwachs kommen soll, falls er kommt, und wie groß der Einfluß werden soll, den sie auszuüben bestimmt sein mag, das alles kann ihr kein Mensch an der Wiege singen. Für's erste wird sich unsere Synode, besonders in deren Auftrag unsere Commission für englische Mission, dieser



jüngsten Schwester nach deren Wunsch und Bitte als eines lieben Pfleglings mit aller Treue annehmen in dem Bewußtsein und der fröhlichen Zuversicht, daß weder der da pflanzt, noch der da begießt, etwas ist, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. A. G.

**Eine Versammlung papistischer Neger** soll am 9. Januar 1889 zu Washington, D. C., abgehalten werden. Gegenstand der Verhandlung soll, laut der Ankündigung, sein: „Das Verhältniß dieser Rasse zur Kirche“ sowie die Maßnahmen, welche zur Belehrung und Erziehung der Neger in der Pabstkirche dienlich sein möchten. Wundern sollte es uns aber, wenn diese schwarzen Unterthanen des Papstes sich im Eifer für das Reich des Papstes von ihren weißen deutschen Brüdern, die zu Cincinnati versammelt waren, überflügeln lassen und nicht auch an alle Welt im Allgemeinen und an die Vereinigten Staaten im Besonderen die Forderung stellen sollten, dem Papst sein weltliches Reich wieder zu verschaffen. F. P.

**Nekrologisches.** Am 15. October starb im Wartezimmer des Bahnhofsgebäudes zu Phönixville Pastor Dr. Beale Melancthon Schmucker von Pottstown, Pa., einer der gelehrtesten und begabtesten Männer der Pennsylvania-Synode, der besonders auf dem Gebiete der liturgischen und katechetischen Literatur und der Geschichte der lutherischen Kirche Amerika's so ausgedehnte und gründliche Kenntnisse besaß wie vielleicht kein anderer Theologe dieses Landes, und der auf den Gang der kirchlichen Angelegenheiten in dem Kreise, welchem er angehörte, auf die Bildung des General Council und dessen Gestaltung bei und nach derselben, auf die Gründung des Philadelphier Seminars, die Entwicklung der Heidenmission des Council und auf die liturgischen Arbeiten, bei denen er mitwirkte, einen so weit- und tiefgehenden Einfluß geübt wie sonst wenige. Welcher Richtung in der Pennsylvania-Synode und im Council er angehörte, haben wir in unsern Mittheilungen zur Geschichte der „vier Punkte“ zu erinnern Veranlassung gehabt. Dr. Schmucker hatte noch in seinen letzten Lebenstagen rastlos an den liturgischen Formularen gearbeitet, deren Fertigstellung im Auftrage des General Council er im Verein mit den übrigen Committeeegliedern eifrigst betrieben hatte, und wollte sich eben im Interesse dieser Arbeit nach Philadelphia begeben. Als er schon seine Wohnung verlassen hatte, kehrte er zurück, um seinen Ueberrock zu holen, und in raschem Lauf erreichte er noch den Zug, der schon im Bahnhof wartete. In der Nähe von Hokersford sank er ohnmächtig auf seinem Sitz zusammen; alle Versuche, ihn zum Bewußtsein zu bringen, waren erfolglos. Sterbend trug man ihn in Phönixville in den Wartesaal, und als seine per Telegraph herbeigerufene Frau in Begleitung des Arztes zur Stelle kam, war Dr. Schmucker schon verschieden. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. A. G.

## II. Ausland.

**Karl Friedrich Keil.** Die Luthardt'sche Kirchenzeitung bringt in No. 39 d. J. eine Biographie des bekannten Theologen Karl Friedrich Keil, welcher wir Folgendes entnehmen. Der Genannte wurde 1807 im sächsischen Voigtland geboren. Als armer Leute Kind sollte er nach beendigter Schulzeit ein Handwerk erlernen, und erwählte sich das eines Tischlers. Als Handwerksbursch kam er nach Petersburg, wo ein Oheim als Tischler sein Glück gemacht hatte. Für die Hobelbank noch zu klein und zu schwach befunden, wurde er zunächst wieder in die Schule geschickt. Seine besonderen Gaben brachten seine Lehrer zu dem Entschluß, ihn studiren zu lassen. Im Privatunterricht erlernte er die alten Sprachen und studirte auf Kosten der russischen Kaiserin, der Gemahlin Nicolaus' I., welcher er empfohlen worden war, in Dorpat drei Jahre Theologie. Im Rationalismus aufgewachsen kam er dort, sonderlich durch Einfluß des Theologen Sartorius, zur Erkenntniß der Wahrheit der Schrift- und Kirchenlehre, wenigstens in

ihren Hauptzügen, und bekannte seinen Glauben in einer Preisschrift über das Verhältniß des Rationalismus zur Schrift- und Kirchenlehre. Im Jahr 1830 bestand er sein theologisches Examen und wurde von Sartorius bestimmt, sich auf das academische Lehramt vorzubereiten. Unterstützt von der genannten hohen Gönnerin setzte er weitere drei Jahre seine theologischen Studien fort, und zwar in Berlin, wo er zu Hengstenberg in ein intimes Verhältniß trat. 1832 wurde er Licentiat der Theologie. 1833 erhielt er einen Beruf als besoldeter Privatdocent nach Dorpat und rückte dort 1838 in die vacante Professur für alt- und neutestamentliche Exegese ein, welche er fünfundzwanzig Jahre lang versehen hat. Ihm zur Seite standen und wirkten Philippi, Harnack, Kurz, v. Engelhardt, v. Detingen. Die meisten protestantischen Pastoren der russischen Ostseeprovinzen sind Keils Schüler und sind von ihm in positive Schrifttheologie eingeführt. Aus der Dorpater Zeit datiren seine weitverbreiteten Lehrbücher, „Einleitung in die kanonischen Schriften Alten Testaments“ und „Biblische Archäologie“. Nach russischer Landes- sitte wurde er nach fünfundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit mit vollem Gehalt pensionirt und verzehrte seine Pension in seiner sächsischen Heimath. Noch achtundzwanzig Jahre hat er in Leipzig als Privatmann gelebt und hat hier von früh Morgens bis spät in die Nacht hinter seinem Studirtisch gesessen und an seinen Commentaren gearbeitet, durch welche er der gesammten Kirche einen wesentlichen Dienst geleistet hat. 1860 bis 1872 gab er in Verbindung mit Delitzsch den „Biblischen Commentar über das Alte Testament“ heraus. Von dessen fünfzehn Bänden sind zehn aus Keils Feder geflossen. Alle Theile sind in zweiter Auflage, etliche auch in dritter Auflage erschienen. Nach Beendigung dieses großen Werks veröffentlichte Keil noch Commentare über die Bücher der Maccabäer, über die vier Evangelien, über die Briefe des Petrus und Judas und den Hebräerbrief. Das obengenannte Kirchenblatt fällt über Keils Commentare folgendes Urtheil: „Ihm galt die Schrift auch Alten Testaments als Gotteswort, und seine Aufgabe sah er in der Auslegung desselben mit allen wissenschaftlichen Mitteln, aber in theologischem Geist, der sich gläubig in die Offenbarung versenkt, nicht aber sie von oben herab kritisiren und vornehm meistern mag. Und diese Art Auslegung hat ihm Tausende dankbarer Schüler, seinen Büchern Tausende dankbarer Leser verschafft. Sie finden darin, was sie suchen, gläubige Schriftauslegung, die dem Verständniß des Evangeliums Gottes und der Heilsverkündigung der Kirche dient.“ Das Letzte, was Keil geschrieben, um Ostern dieses Jahres, war ein Aufsatz über das himmlische Jerusalem mit seinen Edelsteinen. Bald darauf ist er sanft und friedlich entschlafen, im Alter von 81 Jahren. Delitzsch, sein alter Freund und Mitarbeiter, rief ihm an seinem Sarg die Worte nach: „Und wenn diese Meister im Verneinen (die modernen Kritiker) längst abgewirthschaftet haben werden, dann wirst Du noch fortleben in Deinen vom Geist des Glaubens geheiligten Commentaren, welche Tausenden zum Segen geworden sind und Tausenden noch lange zum Segen reichen werden.“ — Wir möchten vorstehende Mittheilung und Beurtheilung nur nach einer Seite ergänzen. Wir geben gern zu, Keils Commentare sind das Beste, Gediegenste, Positivste, was die neuere deutsche Theologie auf dem Gebiet der Schriftauslegung geleistet hat. Sie bekunden einen nüchternen, gläubigen, frommen Sinn. Sie liefern gute Waffen gegen die falschen Künste der negativen Schriftkritik. Sie dienen an ihrem Theil dazu, die ewige Wahrheit der kanonischen Schriften Alten und Neuen Testaments in die Herzen der Theologen einzupflanzen. Ein aufmerksamer Leser findet darin genügendes sprachliches und historisches Material, um selbst das rechte Verständniß des Schrifttextes zu gewinnen. Keil hat die alttestamentliche Prophetie im Ganzen richtig ausgelegt. Was die Propheten von der künftigen Verherrlichung Israels, des Berges Zions, von dem Eingang der Heiden in die Thore Jerusalems, von dem königlichen Regiment des Messias schreiben, hat er, der Autorität der Apostel folgend, auf die Kirche des Neuen

Testaments bezogen. Er hält sich frei von der chiliastischen Schwärmerei, welche die Commentare eines Deltisch, Hofmann und Anderer durchzieht. Andererseits dürfen wir nicht verschweigen, daß Keil bei dem allen ein Kind seiner Zeit und in den mannigfachen Irrthümern des modernen Lutherthums befangen ist. Er constatirt Widersprüche in der Schrift in nebensächlichen Dingen. Die kirchliche, das heißt, biblische Inspirationslehre ist auch für ihn ein überwundener Standpunkt. Er statuirt oft einen mehrfachen Schriftsinn, einen eigentlichen und einen typischen. Das tiefe Verständniß des Glaubenslebens der alttestamentlichen Frommen, wie uns solches z. B. Luther in seiner Auslegung des ersten Buchs Mose aufgeschlossen hat, ist ihm ziemlich fremd. Ueberhaupt ist es nicht gerade Luthers Geist, der uns hier antweht. Die Lehre, die Keil aus der Schrift herauszieht, ist keineswegs durchweg die gesunde, lautere Lehre des lutherischen Bekenntnisses. Die Reden des Herrn über Glauben, Wiedergeburt im Johannesevangelium sind stark modernisirt. Keil ist Kenotiker und Synergist vom reinsten Wasser. Dogmatische Schwierigkeiten werden oft mit leichter Mühe auf gut rationalistische Weise ausgeglichen. Jeder Theolog kann aus Keils Commentaren manchen Nutzen und Segen schöpfen, aber man muß, was er schreibt, mit wachem Auge lesen und auf Schritt und Tritt sich wohl versehen und Wahres und Falsches, den Sinn des Textes und angehängte Trugschlüsse des Commentators von einander sondern. Wir können es nur bedauern, daß die außergewöhnliche Gabe dieses Schrifttheologen, sein eiserner Fleiß, seine enorme Gelehrsamkeit doch nicht allseitig, nicht im vollen Maße dem rechten „Verständniß des Evangeliums Gottes und der Heilsverkündigung der Kirche“ gebietet hat.

G. St.

Ueber die Berufung Harnack's nach Berlin werden noch immer Betrachtungen in den deutschen kirchlichen Blättern angestellt. Man bedauert dieses Vorkommniß. Man weist auch nach, daß durch einen Harnack nur solche Theologen gebildet werden können, die der Kirche nichts mehr nütze sind. Aber anstatt sich nun darauf zu besinnen, was Gottes Wort so deutlich vorschreibt, daß man sich nämlich von den falschen Lehrern absondere, hegt man die naive Erwartung, daß bei einigem Druck der „Staat“ zur Einsicht kommen und im Interesse der Selbsterhaltung die theologischen Professuren künftig besser besetzen werde. In der „Ev. Kztg.“ schreibt Superintendent Holzheuer: „Die Berufung des Ritschlianers Harnack in eine theologische Professur zu Berlin trotz des ordnungsmäßiger Weise angebrachten Einspruchs der obersten Behörde unserer Kirche, dies von uns für unmöglich Gehaltene, ist nun doch geschehen. Vorläufig hat es so eine Theologie zu einem äußeren Erfolg ersten Ranges gebracht, die, wenn sie zur Herrschaft im Denkleben“ (?) „der Kirche käme, die Kirche auflösen würde. Dann könnten wir unsere Kirchen schließen, wenn der Inhalt des Glaubens der ersten Jünger ein so menschheitlich reducirter wäre, wie Harnack vorgibt. Nach Harnack wären diejenigen, die unsern Herrn gesehen und gehört haben, fern davon gewesen, ihn für den Sohn Gottes im rechtlichaffenen Verstand des Wortes zu halten. ‚Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben‘, solch Bekenntniß hätte danach aus ihrem Munde und aus ihrer Feder nicht kommen können. Und wenn die Kirche so bekennet, so thut sie das auf die Auctorität dunkler Epigonen, die zuerst ihre dichterisch schöpferische Phantasie bis zu solcher Maßlosigkeit steigerten. Es ist von dem Dogmenhistoriker Harnack mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dargelegt und durchgeführt, daß das Lebensbild des Gottmenschen, in dem die gläubige Gemeinde ihren Schatz über alle Schätze besitzt, nicht ursprünglich, sondern gemacht, durch Einverleibung griechisch-heidnischer Momente in das Christenthum Christi gemacht sei. Nichts könnte unserer Verzweiflung wehren, wenn wir zugeben müßten, daß unser Gott und Heiland wirklich nur ein Gemächte menschlicher Gedanken wäre. Aber wir brauchen uns, Gott sei Dank, vor der Harnack'schen Geschichtsconstruction nicht zu fürchten. Sein Urevangelium, aus dem er



das Originalbild Christi herausliest, ist eine Fiction. Seiner Maxime, was echt ist, danach zu beurtheilen, ob es auch genügend dürftig ist, liegt Voreingenommenheit zu Grunde. Seine Virtuosität, Widersprüche in dem Ueberlieferten zu finden, die keine unbefangene Betrachtung für Widersprüche halten kann, findet ihr Gegengewicht in seinem Mißgeschick, selbst Widersprüche zu begehen, die jeder Unbefangene für Widersprüche halten muß; so hinsichtlich des Evangeliums Johannis und des Nicänums. Und jedes Blatt schon in den ersten drei Evangelien spiegelt eine Herrlichkeit Jesu Christi wieder, die allen Versuchen, sie abzublassen, widersteht, eine Herrlichkeit Jesu Christi, wie wir sie geglaubt und erkannt haben. Man kann die vier Evangelien zerschneiden, wie man will; die zerstückten Theile zeigen immer noch Den, in dessen Namen sich aller derer Kniee beugen sollen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. — Es ist uns nicht bekannt, ob der Ev. Oberkirchenrath schon früher einmal sich gegen eine für eine theologische Professur in's Auge gefaßte Persönlichkeit ausgesprochen, und was das für einen Erfolg gehabt hat. Es läßt sich annehmen, daß er, nachdem er in diesem eclatanten Fall in den Wind gesprochen hat, künftig darauf verzichten" (!) „wird, in solcher Berufsangelegenheit ein Urtheil abzugeben, bis die Kirche eine garantirte Mitwirkung auf diesem Gebiete hat. Man hatte diesmal die Frage zu einer Rechtsfrage zwischen Staat und Kirche gemacht. Man konnte wenigstens ebenfogut das materielle Gewicht des kirchlichen Votums entscheiden lassen.“ (?) „Soviel steht fest, der Kirche zu Gute war doch die Stelle zu besetzen; und die Kirche hatte über das, was ihr gut sei, eine andere Ansicht, als der Staat. — Wir wissen nun“ (?), „wie wenig die evangelische Kirche in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten mitzusprechen hat. Die weiteren synodalen Verhandlungen über etwas mehr Selbständigkeit und Freiheit der evangelischen Kirche bekommen dadurch einen noch deutlicheren Hintergrund. Der Vorwurf, als wollten wir das Kirchenregiment lahm legen, wird nicht mehr erhoben werden können. Auch daß das Interesse der Kirche an den Universitäten bereits gewahrt sei, wird man nicht mehr behaupten können. — Die Theologie-Studirenden, in denen man Zweifel über Zweifel an der Gottheit Christi erregt, denen man die Evangelien in die Luft sprengt, denen man die älteste Kirchengeschichte zu einer Geschichte der Erfindung des Christenthums macht, sie können, wenn sie, beherrscht von einer solchen Theologie, in's Amt kommen, nur als Lügner das Apostolicum sprechen, sie können in der Predigt nur um die große Hauptsache herumreden, sie müssen von den Sterbenden, die gewissen Grund verlangen, zurückgewiesen werden. Man wird gut thun, es noch mehr, wie bisher, in Erwägung zu ziehen: Der Staat bedarf, damit er von den religionslosen Massen nicht zertrümmert wird, der Hülfe, die nur eine im Vollbesitz des Heils nicht geschmälerete evangelische Kirche ihm gewähren kann.“

J. P.

**Aus der Hamburger Auswanderermiffion.** Ueber dieselbe berichtet die Luthardt'sche Zeitung, wie folgt: „Die Thatfache, daß der bisherige bremer Missionar der missourischen Emigrantenmission, W. Bopel, in den Dienst der hamburger lutherischen Auswanderermiffion, als Nachfolger des Anfang d. J. verstorbenen H. Tormählen übergetreten ist, führt der Berichterstatter in ‚Kirchliches‘ des ‚Kropper Kirchl. Anzeiger‘ vom 28. September d. J. als ‚Beweis‘ dafür an, daß ‚die Missourier auch in Deutschland immer festeren Fuß fassen‘. Ob dies letztere wirklich der Fall ist, entzieht sich der Kenntniß und Beurtheilung des Unterzeichneten. Als ‚Beweis‘ leistet aber die oben verzeichnete Thatfache dafür ebenso schwache Dienste wie für die ohne alle Umstände aus der Notiz gezogenen weiteren Schlüsse: daß ‚damit die hamburger Emigrantenmission für Missouri gewonnen‘ sei, da ‚Herr Bopel jetzt selbstredend nur Karten des Missouripilgerhauses von New York an die Emigranten austheilt‘. — Diesen höchst geschwinden Folgerungen des kirchlichen Berichterstatters im ‚Kropper Kirchl. Anzeiger‘ stellt Einsender den folgenden einfachen Sachverhalt entgegen. W. Bopel, übrigens gar kein

„Missourier“, sondern seit langem und noch heute Mitglied der lutherischen Synode von Deutschland u. a. St., ist allerdings sechs Jahre lang, und bis heute Vertreter der missourischen Auswanderermission in Bremen gewesen. Daraus aber, daß er nun der hamburgischen Mission dient, ohne weiteres zu schließen: damit sei die hamburgische Auswanderermission missourisch geworden, das ist ein derartiger Salto mortale eifertigster Logik, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Daß Bopel jetzt in Hamburg nur Karten des „Missouripilgerhauses“ von New York austheilt, ist selbstredend — nur für den Berichtstatter, der hier seine Unkenntniß der Dinge, von denen er redet, allerdings so blündig wie möglich, darthut. Die hamburgische lutherische Auswanderermission verkörpert sich nicht in ihrem „Missionar“ in der Weise, daß sie, weil dieser bis dahin in missourischem Dienste stand, nun mit einem Schlage missourisch würde. Der Missionar ist, wie der Unterzeichnete, dem er als Gehülfe zur Seite steht, nur das ausführende Organ des leitenden Committee's. Dessen Präsident ist Hauptpastor Dr. Kreuzler, den meines Wissens bis dahin noch niemand im Verdacht gehabt hat, „für Missouri gewonnen“ zu sein. Dieses Committee, dessen Seele auf Seiten der Laien der unermüdlche alte hamburgische Pionier der Auswanderermission, Herr Val. Lor. Meyer ist, besteht aber aus zehn Mitgliedern, von denen wohl zwei, ein Pastor und ein Laie, einer freikirchlichen Gemeinschaft angehören; die übrigen acht sind der hamburgischen Landeskirche beizuzählen, kein Einziger ist „Missourier“. Nun sei hiermit festgestellt: daß dieses so zusammengesetzte Committee Herrn W. Bopel, bis dahin missourischer Emigrantemissionar in Bremen, auf Grund des Vertrauens, welches seine in der Arbeit bewährte Tüchtigkeit, sowie bewiesene warme Liebe zu der gemeinsamen Sache ihm (dem Committee) eingeflüßt hat, einstimmig zu seinem Missionar erwählt hat, nachdem die mit ihm, sowie natürlich auch mit seinen bisherigen Vorgesetzten in New York, gepflogenen Verhandlungen zu seiner Bewerbung um den hamburgischen Posten, und damit zu seiner, von dem newyorker Committee nur sehr widerstrebend gegebenen Entlassung aus der bremer Stellung geführt hatten. Wahl und Dienstantritt Bopel's haben seinerseits die Annahme der sofort näher darzulegenden Grundlagen der hamburgischen Auswanderermission zu ihrer nothwendigen und für jeden, der die Dinge hier kennt, selbstverständlichen Voraussetzung. Doch hat Bopel sich auch erst noch ausdrücklich mit unserm hiesigen Programme, als für ihn in Hamburg bindend einverstanden erklärt. Damit fällt das „selbstredend“ in der Vertheilung der Karten des newyorker Pilgerhauses in sich zusammen. Selbstredend ist nur, daß Bopel hier (nicht nach eigenem Ermessen, sondern im Auftrage des Committee's handelnd, dessen Angestellter er ist) sowohl die Karten des „Missouripilgerhauses“ (Pastor St. Kehl) wie die des Emigrantenhauses des General-Concils (Pastor W. Berkemeier) gleichmäßig unter die Auswanderer vertheilt. — Seit ihrem etwa zwölfjährigen Bestehen unterhält die hamburgische lutherische Auswanderermission im Unterschiede von sonst gleichartigen Bestrebungen an anderen Hafenorten Verbindungen mit beiden Zweigen der lutherischen Auswanderermission in New York, mit der des General-Concils wie der der Missourisynode. Diese Stellung zu der Sache, welche das Ganze der lutherischen Auswanderermission immer im Auge behält, erfordert allerdings von uns ein ziemliches Maß von Duldung, die nach allen Seiten geübt werden muß, selbst nach der Seite der von dem kirchlichen Berichtstatter offenbar so gefährdeten „Missourier“. Aber wir haben noch keinen Grund gehabt, diese an sich gewiß ja schwierige Doppelverbindung zu bereuen oder aufzugeben, ganz im Gegentheil. Wir glauben uns auch der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß weder die beiden getrennten Flügel des kirchlichen Pionierdienstes in New York, noch unsere inländischen Freunde, sich durch dergleichen mißverständliche Darstellungen der Sachlage in ihrem bisher unserer Arbeit bewiesenen Vertrauen beirren lassen werden. — Die schließlich von dem Berichtstatter ausgesprochene Erwartung (oder Besorgniß?):

daß eine neue, also Concurrenz-Auswanderermiffion in Hamburg nun in Verbindung mit dem Emigrantenhause (Pastor Berkemeier) in's Leben treten werde (das dann doch erst seine Beziehungen zu uns abbrechen und diesen Abbruch motiviren müßte), theilen wir keineswegs, und hier in Hamburg wird sie niemand theilen. Aus dem einfachen Grunde, weil man hier die leitenden Grundsätze unserer Arbeit aus größerer Nähe kennt und besser versteht und würdigt, als uns das leider im „Kirchliches“ des „Kropper Kirchl. Anzeigers“ zutheil geworden ist. Das „Bedauern“ aber über diese vermeintliche neue, in der lutherischen Kirche, wie der Berichterstatter meint, einmal permanent gewordene Zersplitterung möge derselbe sich doch für Gelegenheiten aufsparen, wo es besser motivirt sein würde. Wir glauben vielmehr gerade durch unser Zusammenhalten der ganzen Auswanderermiffion, das wir wenigstens in Hamburg für geboten und einzig praktisch und sachentsprechend erachten, der Zersplitterung auf diesem Gebiete, soviel wir können, vorzubeugen und zu wehren. Im übrigen sind wir gegen Stöße, Wirrnisse und Hindernisse, weil dergleichen uns von der Welt her bei unserer Arbeit in sehr hinreichendem Maße beschieden wird, schon etwas abgehärtet und wollen wir es gern unseren Wahlspruch bleiben lassen: Viel Feind, viel Ehr. Hamburg. P. Müller, Pastor der lutherischen Auswanderermiffion in Hamburg.“

**Württembergische Landessynode.** Aus den diesjährigen Verhandlungen dieser Synode theilt die „A. E. L. R.“ unter Anderem Folgendes mit: „Als bei Besprechung des zweiten Artikels des kirchlichen Gesekentwurfs betreffend die evangelischen Kirchengemeinden, wo gesagt ist: ‚Pflicht des Kirchengemeindenossen ist es, den Ladungen des Kirchengemeinderaths zu folgen‘ die Frage aufgeworfen wurde: wenn nun aber ein junger Mensch z. B. dieser Ladung nicht folgt; was dann? gab ein in hohem Staatsamt stehender Synodale die Antwort: ‚Anlangend die vermifste Zwangsgewalt des Kirchengemeinderaths ist meine Ansicht, daß, wenn die in Artikel 2 des Entwurfs normirten sehr großen Verpflichtungen von den Kirchengemeindenossen nicht erfüllt werden, der Kirchengemeinderath als ein staatlich eingefektes Collegium unter Umständen mit Strafen vorgehen und auch die Vorführung der Betreffenden anordnen könnte; Artikel 2 des Entwurfs gilt namentlich auch für die Minderjährigen.‘ Beim Anhören dieser Auskunft schien es uns, als gehe etwas wie ein Gefühl von Erleichterung durch einen großen Theil der Versammlung, besonders in den Reihen der geistlichen Mitglieder derselben darüber, daß sich wie in früheren Zeiten die Hülfe des weltlichen Armes so willfährig der Kirche zur Verfügung stelle, und es ist ja wahr, der unerzogenen, von dem Werth der kirchlichen Mitgliedschaft noch nicht durchdrungenen erziehungsbedürftigen Jugend gegenüber wird ohne das erzieherische Mittel der Strafe im Unterschied von Kirchenzucht kaum beizukommen sein. Daß wir uns aber in der Beurtheilung der Stimmung der Synode und besonders eines großen Theils der geistlichen Mitglieder nicht getäuscht haben, bewies die große Bereitwilligkeit, mit welcher dem Antrag zugestimmt wurde: es möge der Artikel aus der Pfarrgemeinderaths-Ordnung, der besagt, daß dem Pfarrgemeinderath das Recht zur Verhängung weltlicher Strafen nicht zustehe, keine Ausnahme in dem kirchlichen Gesekentwurf finden.“ Daß die landeskirchlichen Pastoren so frei aufathmen, wenn der Staat der Kirche seinen Arm leiht, der Kirche, wie in diesem Fall, mit Zwangsmakregeln zu Hülfe kommt, ist Beweis dafür, wie wenig man drüben Neigung zeigt, das knechtische Joch abzuschütteln und für die Freiheit der Kirche einzutreten.

G. St.

**Ueber die kirchlichen Wahlen in Berlin** schreibt die „Deutsche Ev. Kztg.“: Die Kirchenwahlen sind vollendet und, Dank der Energie und Treue der positiv gerichteten Gemeindeglieder, in den meisten Gemeinden günstig ausgefallen. Die Majorität der Berliner Wähler ist nicht mehr kirchlich-liberal: das ist das Resultat der diesmaligen Wahlen. Die Kreissynode im Norden wird sicherlich eine positive Majorität haben,



die Stadtsynode höchstwahrscheinlich ihre liberale Herrschaft einbüßen. Der Liberalismus, dem dies Ergebnis sehr unangenehm ist, versucht, die positiven Wählerschaften zu verdächtigen, als ständen sie lediglich unter dem Terrorismus des politischen Parteitreibens. Dies ist jedoch nicht richtig. Wir kennen Gemeinden, in welchen die Wähler vor der Wahl eine Gebetsgemeinschaft und nach dem Sieg eine Dankesversammlung abhielten, ohne daß dies von den Pfarrern veranlaßt war. Man lasse die Berliner Verhältnisse sich nur ruhig entwickeln. Wenn die Bewegung nur nicht gestört und durch falsche Kartellbestrebungen gehindert wird, gewinnt sie den Sieg.

**Ein Seufzer aus der Landeskirche.** Das „Sächs. Kirchen- und Schulblatt“ schreibt in Nr. 40: „In sächsischen Blättern war im Monat August zu lesen: Jugendverein zu N. N. hielt Sonntag seine Fahnenweihe, Pastor N. N. hielt die Festrede und weihte die Fahne, Gefänge durch Gefangverein Eintracht, dann Concert, Festessen, Ball. Wäre es denn nicht besser und für das geistliche Amt viel ersprißlicher, besonders gegenwärtig, wo man förmlich in Vereinsdusel und Vergnügungstäumel schwimmt, wenn die Geistlichen sich nicht dazu hergäben, die Fahnen von Vereinen zu weihen, welche auf ihr Panier keine andere Losung schreiben als Gemüthlichkeit und Vergnügen? Ja, wir gehen noch weiter, wir meinen, das Consistorium thäte etwas sehr Heilsames, wenn es den Geistlichen die Fahnenweihe bei solchen Vereinen verböte.“ Warum will man denn immer erst ein Verbot des Kirchenregiments abwarten, ehe man das untersäht, was Gottes Wort verboten hat: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen“?

**Schandliteratur.** „Kürzlich beschlagnahmte die Berliner Polizei 15,000 Bände unzuchtiger Bücher und gegen zweitausend Stück anstößiger Photographien, zu deren Transport zwei Möbelwagen erforderlich waren. Wie anders war es doch 1827! Als damals ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat Berthes in einer von 200 Mitgliedern besuchten Versammlung des Börsenvereins in Leipzig mit den Worten auf: Die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflath beschmutzt, und jede Buchhandlung würde schon durch die Zumuthung, ein solches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutsche Börsenverein möge im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugniß ablegen, und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift am schwarzen Brett öffentlich zerreißen lassen. Wenn Gleiches auch in künftigen ähnlichen Fällen immer wieder geschehe, so werde niederträchtige Schamlosigkeit sich nicht mehr an den Tag wagen, die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten und großem Uebel vorbeugt werden. — Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eigenen Schuld, dann stimmten alle bei, und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Berthes selbst wurde zwar von dem betroffenen Verleger auf Schadenersatz und wegen Injurien verklagt, in beiden Prozessen aber vom Gericht in Leipzig freigesprochen.“

(P. a. S.)

**Großartige Lügen am Grabe eines Entschlafenen.** Am Grabe des bekannten, am 21. Juni verstorbenen Prof. Rahnis in Leipzig wurde unter anderem Folgendes dem Todten nachgerühmt. Pastor Hölcher äußerte in seiner Leichenrede: „Es war nicht ein Gedankenbild von Christus, nicht der ‚ideale‘, von menschlichen Begriffen construirte Christus, an den er glaubte, sondern der reale, der Eingeborene vom Vater, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren u. s. w.“ Das heißt tapfer gelogen! Rahnis hat seit 1860, bis zum Ende seiner Wirksamkeit die Lehre des Nicenum ausdrücklich geleugnet und geslifentlich bekämpft. Nach Rahnis ist Christus nicht wahrhaftiger Gott, sondern „Gott im zweiten Sinn des Wortes“, indem „der Vater allein

Gott ist im eigentlichen Sinn des Worts, der Sohn eine aus der göttlichen Urpersönlichkeit originirte Person, welche der göttlichen Urpersönlichkeit nicht gleichsteht.“ Nach Rahnis ist Christus nicht vom Vater in Ewigkeit geboren, sondern „vor der Welt“ aus Got hervorgegangen, zum Zweck der Welterschöpfung. „Die Erzeugung des Sohnes steht in Beziehung zur Schöpfung, deren Urbild der Sohn ist.“ Das ist der von Rahnis aus seinen eigenen Begriffen construirte Christus! Prof Luthardt rühmte in seiner Gedächtnisrede „die lautere Wahrhaftigkeit“ des Verstorbenen, in welcher „derselbe für alle Einwendungen und Bedenken stets offen blieb“. Man weiß schon, worauf diese Bemerkung hienzielt. Rahnis hatte freilich offenen Sinn für alle Einwendungen und Bedenken des Unglaubens gegen den christlichen Glauben, z. B. für die Einwendungen der modernen Bibelkritik gegen die Inspiration und Authenticität der biblischen Bücher, in dem Maß, daß er selbst den größten Theil des Pentateuch dem Mose, den zweiten Theil der jesaianischen Weissagung dem Jesaias absprach und so sämtliche Schriften des alt- und neutestamentlichen Canons mit seinem hausbackenen Verstand secirte und kriticirte, wie es ein Nationalist von Farbe und Fach nicht ärger hätte machen können. Und das heißt „lautere Wahrhaftigkeit“! — Kirchenrath Notholl, als Vertreter der Breslauer Synode, feiert in Rahnis „den treuen Verfechter des Lutherthums gegenüber dem Eindringen der bekennnißlosen Union“. Ja, in seiner besseren Zeit hat Rahnis wacker für die Wahrheit gezeugt, und gegen die Irrthümer dieser Zeit, wie z. B. die Union. Er war vordem ein warmer Freund der Breslauer Lutheraner, als diese in ihrer besseren Zeit im Kampf wider die Union alle Wetter über sich ergehen ließen. Daß Rahnis aber später in seiner Dogmatik mit der lutherischen Abendmahlslehre viel gründlicher aufgeräumt hat, als die preußische Union, davon schweigt Notholl. Einen crassen Zwinglianer nennt er einen treuen Verfechter des lutherischen Bekenntnisses! — Schließlich nennt auch der „Pilger aus Sachsen“ Rahnis „einen treuen, mannhaften Zeugen des guten Rechts des lutherischen Bekenntnisses“. Rahnis hat in seiner Dogmatik fast keinen einzigen Artikel des lutherischen Bekenntnisses unangetastet stehen lassen, sondern Artikel für Artikel eine der groben Irrlehren vertreten und vertheidigt, welche das lutherische Bekenntniß ausdrücklich verworfen und verdammt hat. Solch ein Mann, ein Verstörer des lutherischen Heiligthums, wird den „lutherischen“ Christen von einem „lutherischen“ Prediger als „treuer, mannhafter Zeuge für das Recht des lutherischen Bekenntnisses“ vorgestellt. Wahrlich, die Menschen müssen dermaleinst Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet oder auch geschrieben haben, und wehe denen, die in göttlichen Dingen lügen und trügen und einfältige Christenseelen betrügen, welche aus Schwarz Weiß, aus Finsterniß Licht machen! — Wir fügen hinzu: Wir wollen gern wünschen, daß Dr. Rahnis in den letzten schweren Kämpfen, welche seinem Ende vorausgingen, in denen, wie uns berichtet wird, „Mächte der Finsterniß um seine Seele rangen“, und in denen er, wie uns gleichfalls berichtet wird, durch kurze, kräftige Schriftworte, besonders das Wort vom gefreuzigten Christus, von der Vergebung der Sünden, „innigst erquickt“ wurde, sich bekehrt haben möge von der Finsterniß zum Licht! Wir urtheilen über seine Lehre, welche er fast drei Jahrzehnte hindurch, bis zum Ende seiner Wirksamkeit, öffentlich in Wort und Schrift vorgetragen hat, und das ist keine lutherische, keine christliche Lehre, sondern eine heillose Lehre, die aus dem Abgrund stammt und in den Abgrund führt, eine Lehre, die seine Seele nicht retten konnte und allen Seelen, die sie einsaugen, ein tödliches Gift ist. Gott bewahre die arme Christenheit dieser letzten Tage vor solchen Lehrern!

G. St.

**Laienprediger.** Im September d. J. tagte in Kassel der 25. Congreß für Innere Mission. Was man in Deutschland seit Jahrzehnten innere Mission nennt, das ist Pflege christlicher Barmherzigkeit. An allen Orten haben sich Vereine gebildet zur Er-

richtung und Unterhaltung von Kranken- und Waisenhäusern, Asylen für entlassene Sträflinge, gefallene Mädchen, Vagabunden, von christlichen Herbergen, Heimstätten für evangelische Jünglings- und Männervereine, von Diakonen- und Diakonissenanstalten u. s. w. Für Kirche und Schule brauchen ja die Kirchengehörigen drüben nicht zu sorgen. Dafür liefern alte Stiftungen genügende Mittel, das Fehlende deckt der Staat. Was die bewußten Christen daher für Gottes Reich opfern wollen, das geben sie für Mission, und gerade auch für jene Zwecke der innern Mission. Freilich hat die letztere vielfach ihren christlichen Charakter verloren. Auch Ungläubige, ja Juden, werden mit hereingezogen, die werden alle um milde Gaben mit angesprochen und rathen und beschließen auch öfter mit in Vereinsversammlungen. Neuerdings hat die Innere Mission noch eine neue Aufgabe in's Auge gefaßt, die dem Namen „Mission“ eher entspricht. Um die kirchlosen Massen sonderlich in den Städten, die Herden in der Christenheit für die Kirche zu gewinnen, will man ein neues Institut schaffen, das der Laienprediger, hat auch an mehreren Orten schon den Anfang gemacht. Der diesjährige Congreß befaßte sich eingehend mit dieser Sache. „Laien“, die dazu tüchtig sind, aber keinerlei Vorbildung für irgend eine Lehrthätigkeit besitzen, sollen unter „Mitverantwortung des geistlichen Amts“ an „pastoralen Aufgaben“ sich betheiligen, nicht nur in den Häusern herumgehen und missioniren, sondern auch vor größeren und kleineren Versammlungen, wo es noth thut, predigen, die Schrift auslegen, nur nicht in der Kirche, der Jugend Religionsunterricht erteilen, nur nicht in der Schule, u. s. w. Und der Pastor loci ist für all' das bunte Geschwäg, das dann aufgeführt wird, mit verantwortlich. Mit solch einem Satz, wie er sich in der Augsburgerischen Confession findet, „daß Niemand in der Kirche öffentlich lehren oder predigen soll, ohne ordentlichen Beruf“, sich erst auseinanderzusetzen, hält man für unnöthig. Freilich herrscht ja auch heute im protestantischen Deutschland unter den öffentlich berufenen Predigern und Lehrern eine solche Lehrverwirrung, daß die in Aussicht genommene Laienzuthat an dem status quo der Lehre nichts Wesentliches ändern wird. G. St.

**Protestantenverein.** Auf dem im October d. J. in Bremen abgehaltenen Protestantentag wurde das 25jährige Jubiläum des deutschen Protestantenvereins gefeiert. Am 23. September 1863 wurde in Frankfurt a. M. der Protestantentag von den Heidelberger Theologen Schenkel, Holzmann, ferner Männern wie Schwarz, Ewald, Hügig, Bennigsen gegründet. Man bestimmte die Aufgabe dahin, die Kirche im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung der Gegenwart zu organisiren. Man weiß schon, was das im Munde solcher Leute heißen will. Der deutsche Protestantenverein hat den ausgesprochenen Unglauben auf seine Fahne geschrieben, hat den allgemein christlichen Glauben, das apostolicum, sonderlich den 2. und 3. Artikel ad acta gelegt, aber er schmückt sich dennoch mit dem Namen Christi und der christlichen Kirche und ist so großmüthig, daß er auch andere Richtungen, selbst die orthodoxe, wenn sie nur ihre Meinung für sich behält, dulden will. Auf der diesjährigen Versammlung wurde constatirt, daß der Verein die bisher verfolgte Bahn weiter einhalten, mit allen Evangelischen aller Schattirungen sich zu allen christlichen Liebeswerken vereinen, in Geduld darauf hinarbeiten wolle, daß der Geist des Christenthums im Gegensatz zum Buchstaben zu seinem Recht komme, ferner, daß Hülfe und Beistand des Staates für die Kirche unentbehrlich sei (die Anstellung freisinniger Universitätsprofessoren hat ja freilich diese Partei vornehmlich dem Staat zu danken), und daß eine allgemeine deutsche Nationalkirche als letztes Ziel angestrebt werden müsse. G. St.

**Ueber den Protestantenverein,** der kürzlich in Bremen eine Versammlung abhielt, schreibt die „Conservative Monatschrift“: „Die Declamationen der Protestantenvereinler gegen hierarchische Bestrebungen, katholisirendes Kirchenregiment, dogmatischen Formelzwang, und wie die Schlagworte alle heißen, sind alt und bekannt. Neueren



Datums dagegen ist, daß der Protestantenverein alle seine alten Ideale verleugnet und die einzige Rettung der Kirche in ihrer Verstaatlichung erblickt. Früher hieß das Schlagwort, man wolle die freie Kirche im freien Staat. Seit man aber erkannt hat, daß ohne allen Zweifel die freie Kirche ganz andere Wege gehen würde als die des Protestantenvereins, seitdem verschreit man die Bestrebungen der Kirche, sich freiere Bewegung zu schaffen, als evangelischen Papiismus und man setzt den letzten Rest von Hoffnung auf politische Cultusminister und kirchlich gleichgültige Parlamentsmehrheiten, die im liberalen Sinne in die Kirche hineinregieren sollen."

Die „**Conservative Monatschrift**“ für das christliche Deutschland ist der Ansicht, daß man dem „schon mit dem Tode ringenden“ Protestantenverein schnell den Garaus machen könnte, wenn man — die Inspirationslehre der christlichen Kirche oder „den Buchstaben der Schrift“ preisgibt. Im Novemberheft dieser Zeitschrift lesen wir: „Wenn der Protestantenverein selbst in den Dingen, die er nicht will — und im Grunde beschäftigt er sich nur mit solchen — hin- und herschwankt und heute verwirft, was er gestern gefordert hat, und andererseits durch völlige Abwesenheit aller positiven Leistungen sich auszeichnet, so kann es Wunder nehmen und die Frage erwecken, woher er denn überall noch seine Lebenskraft nimmt; und da, glauben wir, zeigt er, vielleicht der einzige Nutzen, den er bringen kann, auf einen Schaden der Vergangenheit, den die Gegenwart noch nicht völlig überwunden hat. Wir meinen, auf die Uebertreibung des evangelischen Formalprinzips, welcher als Reaction gegen das vorreformatorisch-katholische, die protestantische Theologie vielfach verfallen war; mit anderen Worten, der Glaube an eine mechanische Verbalinspiration und das zähe Festhalten an demselben hat so viel wunderliche Theologie und Apologetik gezeitigt, daß es in der That selbst für „positive“ Christen bisweilen schwer ist, keine Kritik zu üben. Wird erst auf diesem Gebiet die ganze Kirche einen kräftigen Schritt vorwärts gemacht und sich hinweggesetzt haben über die ängstliche Sorge, daß alles zusammenbrechen müsse, wenn man den Buchstaben der Schrift preisgibt, so wird unseres Erachtens der heut schon mit dem Tode ringende Protestantenverein an völliger Entfrachtung sterben müssen.“ Welch' einen Jammer hat doch die moderne „wissenschaftliche“ Theologie, deren Phrasen der unverständige Schreiber in der „Conservativen Monatschrift“ colportirt, in der Kirche angerichtet!

F. P.

Die **Evangelische Allianz** setzt ihre Bemühungen, den Lutheranern in den deutschen Ostseeprovinzen die Lage zu erleichtern, fort. Der schon voriges Jahr mit dem Oberprocurator der russischen Synode Pobedonoszew geführte Briefwechsel hat keinen Erfolg gehabt. So hat der französische Zweig der Allianz zugesagt, mit dem Russen weiter zu verhandeln. Man hat jedenfalls gemeint, daß bei der zwischen Frankreich und Rußland augenblicklich bestehenden Zuneigung die französischen Fürbitter bei dem Russen leichter Gehör finden werden.

F. P.

**Eine Massenvertheilung des Neuen Testaments unter den Juden.** In der „Deutschen Ev. Rchztg.“ lesen wir: Durch die großartige Freigebigkeit eines Freundes der Judenmission ist es ermöglicht worden, 100,000 Exemplare des Neuen Testaments in ebräischer Sprache (neuester Uebersetzung) zu drucken, um sie unentgeltlich unter den Juden in Rußland vertheilen zu können. P. Gurland hat das Depot dieser Neuen Testamente für das große russische Reich und fordert in einem Briefe alle evangelisch-lutherischen Pastoren in Rußland auf, ihm persönlich oder durch ihre Vertreter behülflich zu sein bei Vertheilung derselben unter den Juden, mit welchen die Geistlichen in Rußland so oft in Verührung kommen. Jeder Pastor oder Laie, welcher ein Neues Testament wünscht, um es einem Juden geben zu können, soll dasselbe frei, auch portofrei, sofort zugesandt erhalten.

Ueber den deutschen Katholikentag, über welchen wir bereits berichtet haben, schreibt „Die christliche Welt“: Zu Anfang bei der Begrüßung und zum Schluß, zwischen hinein auch sonst gelegentlich, nahm Windthorst das Wort, bei weitem der gefeiertste Mann der ganzen Versammlung, auch der beste Redner, wie viele Zeitungen, sogar nichtultramontane, versichern. Ich habe einen anderen Eindruck gehabt: das waren keine Reden, sondern ein Gerebe; manchmal sogar ein Geschwätz, dessen Inhalt sich schwer wiedergeben läßt und in der Schrift einen andern Eindruck macht als beim Anhören. Er machte über alles schon Besprochene und einiges andre seine schlechten und guten Wisse, und nicht nur bei den Banketten, sondern auch bei der Generalversammlung war fast jeder Satz von „Peiterkeit“ und „Beifall“ begleitet; denn er handhabte Komik und Schlagwörter mehr als jeder andre Redner. Dazu kam der abgezirkelte, auf Effekt berechnete Vortrag, der denn auch seinen Zweck bei der Menge nicht verfehlte. Das Publikum war sehr beifallslustig. Die vielen Bravos und — eine katholikentägige Specialität — die Psuis, das häufige Gelächter und die steten Zurufe ließen den Eindruck nicht aufkommen, daß man es hier mit ruhigen und sachlichen Verhandlungen ernster Männer über schwerwiegende kirchlich-religiöse und sittlich sociale Fragen zu thun habe. Dagegen erreichte der Katholikentag in der That, was er sein wollte: eine agitatorische und demonstrative Parteiversammlung, wie Windthorst zum Schluß bemerkte: „eine der großartigsten Manifestationen des katholischen Deutschlands, die in den letzten Jahren vorgekommen sind“. Politik, Kirchenpolitik und Kulturkampf wurde ausschließlich da getrieben, alle Dinge nur unter diesen einen Gesichtspunkt gestellt. Und daß nicht nur eine extreme Partei solche Mischung von Politik und Religion betreibt, sondern der officiële Katholicismus selbst dieser Richtung verfallen ist, zeigt die active Betheiligung und Zustimmung des hohen und allerhöchsten Kirchenregiments vom Domkapitular bis zu den Bischöfen und dem Nuntius mit ihren Zustimmungsadressen und des Papstes mit seiner Mahnung an alle Katholiken, denen es die Verhältnisse gestatten, dem Katholikentage beizuwohnen.

Eine „protestantisch“ eingeläutete papistische Grundsteinlegung. Die „Deutsche Ev. Kztg.“ schreibt: „Bei der Grundsteinlegung zur katholischen Kirche in Pforzheim wurde protestantischerseits in ausgiebigster Weise das Geläute der evangelischen Kirchen verwilligt, und viele Protestanten theilnahmen an dem Festacte. In einer Einwendung der ‚Bad. Landesztg.‘ Nr. 231 ist zugegeben, daß man wohl überlegen konnte, ob bei der gehässigen Mißachtung der evangelischen Kirche durch die katholische, bei der Beschimpfung protestantischer Eheschließung und Taufe u. s. w. solch weitgehende Toleranzübung zeitgemäß sei. Andererseits sei maßgebend gewesen, daß jener intolerante Klerus mit dem die Ketzer verdammen den Papst an der Spitze doch nicht die ganze katholische Kirche sei. Aus Rücksicht auf die katholischen Laien, welche vielfach jene Intoleranz ihrer Führer mißbilligen, sei jene Toleranzübung geschehen. Man kann das begreifen, aber eine andere Erwägung scheint wichtiger. Wie die römische Kirche als solche eine Kirchengründung in protestantischer Umgebung ansieht, ist bekannt: es ist einfach ein neuer Posten, der in das zu erobernde feindliche Ketzergelände vorgeschoben ist. Wenn nun trotzdem katholische Laien Toleranzübung von protestantischer Seite beanspruchen, so haben sie zuerst nachzuweisen, ob sie auch nur in einem einzigen Falle gegen jene Intoleranz ihrer eigenen Kirche angekämpft und ihre Stimme dagegen erhoben haben. Man zeige uns ein einziges unter den Hunderten von ausgesprochenen katholischen Blättern Deutschlands, das jemals gegen die Intoleranz seiner Kirche den Mund aufgethan, das gegen das vaterlandsfeindliche Treiben, gegen die in der ultramontanen Presse aufgeführten Hergentänze ein freies Manneswort gesprochen hätte. Dann wollen wir gerne dem freundlichen Entgegenkommen bei katholischen Kirchengründungen das Wort reden. So lange aber die katholische Laienwelt nach dieser Richtung stumm ist

und bleibt, so lange ist es ein unverdientes Entgegenkommen, wenn Protestanten bei kirchlich-katholischen Acten officiell oder nicht officiell mitwirken.“ Auf den eigentlichen Grund, warum Protestanten eine papistische Grundsteinlegung nicht mit Glockengeläute feiern sollten, macht weder die „Bad. Landeszeitung“ noch die „Deutsche Ev. Kztg.“ aufmerksam. Es ist der, daß „Protestanten“ nicht die Irrlehren und Greuel, denen eine papistische Kirche dient, durch Glockengeläute bestätigen dürfen. Es muß eine wunderliche Sorte „Protestanten“ in Pforzheim geben!

F. P.

**Die Agitation für das weltliche Reich des Papstes** wird auf des Papstes Wink allerorten eifrigst betrieben. Wir tragen Folgendes aus deutschen Zeitungen nach: „Der Erzbischof von Mecheln und seine Amtsgenossen vom belgischen Episcopat, zu Tournay gelegentlich der Eröffnung des seit dem 13. Jahrhundert verschlossenen Reliquienschreines des heiligen Bischofs Eleutherius vereinigt zur feierlichen Ausstellung seiner Reliquien“, haben eine Adresse an den Papst gefandt, worin sie erklären, alle katholischen Völker müßten sich vereinigen, um dem Papst die weltliche Herrschaft wieder zu verschaffen. „Mit aller Gluth der Seele“, sagen sie, „flehen wir zu Gott, er möge doch den so lange dauernden bitteren Prüfungen des gemeinsamen Vaters der Gläubigen ein Ziel setzen und alle seine edlen Wünsche erfüllen für die Unabhängigkeit, die für sein erhabenes Amt nothwendig ist, für die Wiederherstellung der Rechte der Kirche wie der päpstlichen Herrschaft, für den Triumph der Grundsätze der Ordnung und Autorität, für die wahre Civilisation der Völker und den Völkerfrieden.“ Das Schriftstück ist unterzeichnet vom Erzbischof von Mecheln und den Bischöfen von Brügge, Lüttich, Tournay, Namur und Gent. — Auch in England hat nun eine Rundgebung der Katholiken für die weltliche Macht des Papstthums stattgefunden. Die „Gesellschaft der katholischen Wahrheit“ hat eine Versammlung abgehalten, welche ihre Zustimmung zu den letzten Encycliken des Papstes aussprach. Der „Osservatore Romano“ veröffentlicht ein Decret der Congregation der Riten, wonach der Papst für Sylvester, 31. December, d. J. „allen Gläubigen einen Ablass gewährt, welche für den Ruhm der Kirche und des päpstlichen Stuhles, sowie für die Bekehrung der Sünder beten“. — Am 27. October ist in Madrid die erste Nummer des „Movimiento Catolico“ („Die kath. Bewegung“) erschienen, einer Zeitung im großen Stil, die sich vornehmlich zum Ziel setzt, den am 24. April k. J. in Madrid stattfindenden Katholikentag durch Beleuchtung aller einschlägigen Fragen, Besprechung der außerspanischen katholischen Bewegung und Veröffentlichung der Beschlüsse des constituirenden Committeees vorzubereiten. Das Blatt verdankt seinen Ursprung wesentlich dem Antriebe des Bischofs von Madrid, Alcala. Die Vorbereitung der Arbeiten des Congresses, zu dem ebenfals der Bischof von Madrid die Anregung gegeben, besorgen sechs Sectionen, deren Thätigkeit sich wie in Deutschland vollzieht. Ihren Vorsitz sollen die Bischöfe haben.

**Warum liebängelt die Tagespresse mit Rom?** Darüber schreibt ein deutsches Wechselblatt, wie folgt: „Als vor einigen Wochen der Evangelische Bund seine zweite Generalversammlung abhielt, gab die ‚Tägliche Rundschau‘ ihren Lesern in Nummer 191 mit wenigen magern Worten Kenntniß von den dort gefaßten Beschlüssen, und zwar unter der dritten Rubrik des Blattes: ‚Unpolitischer Tagesbericht.‘ Unmittelbar davor steht eine Nachricht von dem Uebungsritte einer Kavallerieabtheilung zur Erprobung eines neuen Sattels, und dahinter eine Mittheilung über die Namen der jüngst geborenen Tochter des Erbprinzen von Ratibor. Ueber den Zusammentritt der Versammlung hatte die ‚Tägliche Rundschau‘ gleichfalls nur kurz berichtet. Dagegen brachte dieselbe Zeitung von der Katholikenversammlung in Freiburg in mehreren Nummern ausführliche Berichte, und zwar zum Theil an erster Stelle des Blattes. Man darf daraus natürlich nicht den Vorwurf ableiten, als wollte die ‚Tägliche Rundschau‘ den Romanismus in Freiburg absichtlich fördern, die Sache des Evangelischen Bundes aber durch



die Art ihrer Berichterstattung herabsetzen. Vielmehr ist die nicht beabsichtigte, in der Sache aber vorhandene Parteilichkeit lediglich eine Folge von Uebelständen, unter denen die Behandlung confessioneller Fragen in der Gegenwart allgemein zu leiden hat, nicht nur bei Regierungen, sondern auch in einem Theile der Presse. Unsere Zeitungen treiben zumeist in erster Reihe Politik; daneben aber nehmen sie auch von andern Neußerungen des öffentlichen Lebens Kenntniß. Der erbärmlichste Klatsch, der gemeinste Criminalfall findet in den meisten Zeitungen bereitwillige Aufnahme. Jedoch zur Behandlung kirchlicher und religiöser Fragen, wenn sie nicht zugleich im engeren Sinne des Wortes politische Bedeutung haben, findet sich kein Raum. Daraus folgt dann, daß nur diejenige kirchliche und religiöse Richtung, welche zugleich eine politische Rolle zu spielen unternimmt, die Aufmerksamkeit der Tagespresse auf sich zu ziehen und zu fesseln vermag. So liegen die Dinge heute. Deshalb mußte die 'Tägliche Rundschau' von der Freiburger Katholikenversammlung ausführlich und an erster Stelle berichten, und der Evangelische Bund mußte mit einigen kurzen Worten an unauffälligem Orte abgespeist werden. So fordert es das Programm, eine 'Zeitung für unparteiische Politik' sein zu wollen. Aber der römische Katholicismus lebt als Kirche von seiner politischen Wirksamkeit. Alle Aufmerksamkeit auf die politische Partei verhilft der römischen Kirche zu einer erhöhten Bedeutung in den Augen der Leser. So muß die 'Tägliche Rundschau' der römischen Kirche Dienste leisten, obwohl sie augenscheinlich vor der Einmischung in confessionelle Fragen sich bewahren will. Die evangelische Kirche aber, sofern sie sich selbst treu bleibt und sich nicht in das politische Parteitreiben einläßt, büßt eben deshalb die nicht zu unterschätzende" (?) „Förderung durch die Berichterstattung der Tagespresse ein.“

**Elfaß.** In Mülhhausen im Elfaß gibt es, wie man aus statistischen Angaben ersehen hat, „wenigstens“ 2514 Lutheraner. Da ein zweimaliges Gesuch um Errichtung einer Pfarrei Augsburgischer Confession von dem Statthalter abschlägig beschieden worden ist, so hat die kleine lutherische Gemeinde in Mülhhausen beschlossen, selbständig einen lutherischen Pfarrer zu berufen und ihr Kirchenlocal so zu erweitern, daß es eine größere Gemeinde aufnehmen kann. F. P.

**Ueber die Kirchenverfolgung in den Ostseeprovinzen** schreibt die „M. C. L. R.“ wie folgt: „In den Ostseeprovinzen ist am 13. September die Polizeireform in Kraft getreten, die schon durch kaiserlichen Ukas vom 11. März 1885 'grundsätzlich' eingeführt worden war. Nachdem man Jahre lang gezaubert, hat man die Sache jetzt förmlich überstürzt, auch eine Folge des Kaiserbesuches in Peterhof, allerdings nicht die schlimmste. Diese bleibt die immer gewalthätiger werdende Behandlung der Schulfrage, welche den Deutschen völlig den Athem auszupressen droht, da ihnen schlechterdings jede Möglichkeit genommen werden soll, ihren Kindern eine deutsche Erziehung zu geben. Die Erlaubniß zur Errichtung deutscher Privatanstalten wird nicht mehr erteilt, die öffentlichen Schulen aber, selbst die von den Ständen unterhaltenen, werden rücksichtslos russificirt, d. h. man verbietet den Ständen, die Anstalten zu schließen, wenn die Regierung bei der Begründung derselben in irgend einer Weise betheiligt gewesen ist, sei es in der Weise, daß die Anstalten auf Grund eines allerhöchst bestätigten Reichsraths-gutachtens in's Leben gerufen worden sind, sei es, daß der Staat, was in einzelnen Fällen vorkommt, Zuschüsse zahlt. Auch die Erziehung der Jugend im Auslande, d. h. in Deutschland, ist durch eine jüngst veröffentlichte Verordnung unmöglich gemacht worden. Dieselbe bestimmt, daß die Ableistung der Wehrpflicht (der Freiwilligendienst) im Auslande erzogener junger Leute nur auf Grundlage einer allerhöchsten Genehmigung für jeden einzelnen Fall gestattet werden darf. Eine solche Genehmigung wird natürlich nur ausnahmsweise, wo besondere Beziehungen mithelfen, erteilt werden. Dem Reste der Minderbegünstigten bleibt die Aussicht auf vier- bis fünfjährigen Aufenthalt

in den russischen Kasernen, etwas so entsetzlich Abscheuliches, daß kein Vater daran denken kann, seine Söhne diesem Schicksal auszusetzen. — Auch die Kirchenverfolgung in den drei Provinzen ist nicht eingestellt. Gegen eine ganze Anzahl von Pastoren ist die Voruntersuchung im Gange. Die am schwersten wiegende Thatsache aber ist die neueste Senatsentscheidung in Bezug auf den sogenannten ‚Gotteskasten‘ in Reval. Nachdem die höchste Behörde des Reiches vor zwei Jahren das Recht der Kirche an dem durch den Gotteskasten repräsentirten Vermögen (etwa 30,000 Rubel) anerkannt, stößt sie diese ihre Entscheidung nunmehr um und überträgt die Erledigung der Angelegenheit der sogenannten Gouvernementssession, d. h. thatsächlich dem Gouverneur, Fürsten Schachowskoi, welcher die Veraubung der Kirche seit Jahren betreibt. Wie die Entschließung der ‚Gouvernementssession‘ ausfallen wird, liegt hiernach auf der Hand. Die Stadt Reval wird gezwungen werden, das Kirchenvermögen in ihren Besitz zu nehmen, unter der Bedingung jedoch, daß davon kein Heller für kirchliche Zwecke verwendet werden darf. Die Kirche ist somit auf Privathülfe angewiesen.“

**Ostseeprovinzen.** Die „A. E. L. R.“ berichtet: Am 31. October hat der außerordentliche livländische Landtag beschloffen, die beiden Gymnasien, welche von der Ritter- und Landschaft unterhalten werden, eingehen zu lassen, weil sich die letztere nicht dazu hergeben kann und will, die baltische Jugend selbst russificiren zu helfen. Die esthländische Ritterschaft hat bereits am 20. September hinsichtlich der fast 600jährigen Ritter- und Domschule in Reval den gleichen Beschluß gefaßt.

**Rom in Portugal.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: Es ist ein keineswegs erfreuliches Bild, welches clericale Blätter von den Zuständen in dem „allertrauesten Königreich“ Portugal, dessen Einwohner sich ausnahmslos römisch-katholisch nennen, entwerfen. Die katholische Sache liegt gänzlich danieder. Fast alle politischen Gruppirungen geben den sich mehr oder weniger kirchenfeindlich; eine geschlossene einflussreiche katholische Volks- (Centrums-) Partei hat sich bis jetzt nicht bilden können. „Was vermag da ein einzelner Bischof, ja, was vermögen alle Bischöfe vereint zu thun und auszurichten, wenn ein großer Theil der Geistlichkeit, des Volkes und der leitenden Staatsmänner sie nicht in Wort, Schrift und That unterstützen!“ Allmählich, aber unnachlässiglich ist die Aufhebung der Klöster und die Einziehung der Kirchengüter durchgeführt. Auch mit der Beibehaltung der Barmherzigen Schwestern ist es kläglich bestellt, da in den Staats- und Gemeinde-Krankenhäusern fast ausschließlich, zumal in den Hauptstädten, weltliche Pfleger eingeführt sind. Wo die Klosterfrau noch geduldet wird, sind ihre Tage gezählt.

**Die goldene Rose** hat der Papst der Kronprinzessin Isabella von Brasilien überreichen lassen. Das ist angeblich geschehen, weil die Prinzessin für die Aufhebung der Sklaverei thätig gewesen ist. Aber dieselbe hat noch andere Verdienste um das Papstthum, und diese hat wohl der Papst hauptsächlich belohnen wollen. Wir lesen nämlich in einer Correspondenz aus Brasilien in der deutschen „Ev. Rztg.“: „Wir sind hier vielfach in dem süßen Wahn befangen gewesen, wir Protestanten seien bei den Brasilianern lusitanischer Abkunft ganz wohl gelitten, ja, wir erfreuten uns unserer Religion wegen sogar ihres besonderen Wohlwollens. Es ist auch manchmal der Satz gedruckt worden, daß der brasilianische Katholik im Gegensatz zum deutschen durchaus keine Anlage zum Fanatismus habe. Diese ganze Illusion ist uns jetzt gründlich zerstört; und wenn die evangelischen Gemeinden sich durch die in den letzten Monaten gemachten Erfahrungen nur etwas aus ihrer trägen Gleichgültigkeit herausreißen und zur kräftigeren Betonung ihres evangelischen Glaubens antreiben lassen, so wollen wir Gott danken, daß es so gekommen ist. Im vorigen Jahr veranlaßte die junge evangelische Synode der Provinz Rio Grande do Sul eine Massenpetition um Aufhebung aller



Bestimmungen, welche sich der freien und öffentlichen Ausübung unsers Cultus in den Weg stellten. Der Senator Silveira Martins nahm sich unserer Sache an, und im Senat ging ein in unserem Sinn abgefaßter Vorschlag unbeanstandet durch. Niemand dachte daran, daß nach den im Senat gehaltenen Reden und nach der Stellung der Regierung zu dem Project diesem irgend ein Hinderniß entgegengestellt werden könnte. Selbst die katholischen Organe in deutscher und portugiesischer Sprache verhielten sich ruhig und referirten ganz objectiv über den Verlauf der Angelegenheit. Man wunderte sich bald, daß die Deputirtenkammer so wenig Eile zeigte, die Cultusfreiheit zu berathen; dann kam die Nachricht, welche alle bestürzt machte, es erhoben sich Schwierigkeiten, und — nun brach auch schon auf der ganzen ultramontanen Linie laute Opposition aus. Vielleicht hatte der päpstliche Nuntius inzwischen von Rom aus Befehle empfangen. In Rio de Janeiro circulirte eine Gegenpetition, welche von Damen der höchsten Stände ausging, und in welcher selbst der Kronprinzessin eine Rolle zuertheilt wurde. Diese Petition macht recht klar, wie unwissend selbst gebildete Brasilianer im Punkt der Religion sind. Die Damen sagen u. a.: „Wir beschwören euch mit allen unseren Kräften, daß ihr nicht die Freiheit der Culte decretirt, welche zur Folge haben wird: in der Religion die Ungültigkeit, in der Politik die Mißachtung der Autorität, in den Gesetzen die Confusion; in moralischer Beziehung den Unglauben, welcher der göttlichen Sanction beraubt ist; endlich in den Sitten die Folge, daß die Völker die Furcht Gottes einbüßen, auf die ewige Seligkeit zu hoffen aufhören und sich dem widerlichsten Materialismus ergeben, jenen Spruch wiederholend: 'Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.' — Dieser Gedanke, daß die Freiheit der Culte unmoralisch, unpolitisch und widersinnig ist, wird immer wiederholt, und es wird beklagt, daß die Toleranz mit den Katholiken eigentlich schon zu weit getrieben sei. Und eine solche Petition konnte 13,000 Unterschriften finden; freilich, man hat die Schülerinnen und Pensionärinnen mit unterzeichnen lassen. Die Jesuiten haben denn auch nicht verfehlt, in ihrem 'Volksblatt' auszuführen, daß 'die religiöse Toleranz Unvernunft und ein Verbrechen gegen Wahrheit und Liebe ist', und erklärt, Brasilien hätte eigentlich die Glaubenseinheit festhalten müssen; ein Staat müsse aber immer so viel nachgeben, als nöthig sei, um Revolution zu verhüten. In dieser Hinsicht habe Brasilien aber genug gethan; die Protestanten hätten Duldung im Ueberfluß, und mehr, als ihnen zukomme und ihnen gut sei; sie bildeten einen zu kleinen Procentsatz der Bevölkerung, um mehr erlangen zu können! Wir sind auf's höchste erstaunt über eine so nackte und deutliche Erklärung. Sie zeigt aber, daß die Jesuiten sich vollkommen sicher fühlen. Rom gibt nach, wenn es muß, wenn es convenirt; aber es erhebt noch dieselben Ansprüche, wie zur Zeit der Inquisition.“

### Corrigendum.

Im Octoberheft 1887 S. 289 f. ist ein von Dr. Delitzsch anläßlich des Abscheidens des Dr. Walther geschriebener Brief mitgetheilt. In diesem Briefe ist leider! ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben, den Herr Dr. Delitzsch zu berichtigen bittet. Es heißt dort S. 290 Zeile 24. f. von Oben: „Ich schreibe diese Zeilen wie in Betrübung durch die Todesbotschaft.“ Statt dessen sollte es heißen: „Ich schreibe diese Zeilen wie in Betäubung durch die Todesbotschaft.“ „Der Verlust“ — bemerkt Herr Dr. D. — „den unsere Kirche am 7. Mai 1887 erlitten, und das für mich in dem Hingang des gleichalterigen Freundes liegende Memento mori — beides zusammen versetzte mich in ein Beben, dessen Schwingungen noch heute fortbauern.“